

6. Patenschaftsgeschichten

Wie bereits hervorgehoben, lässt sich keine einheitliche Definition für Patenschaftsbeziehungen finden. Die je spezifischen Begegnungen entfalten sich vor dem Hintergrund der verschiedenen strukturellen Rahmenbedingungen des vermittelnden Projekts sowie der zugrunde liegenden Konzepte und Vorannahmen. Gleichsam bedeutsam sind die Motivationen für die Patenschaft sowie die Erwartungshaltungen der beteiligten Akteure an das Format. Im Folgenden illustriere ich die Diversität und Komplexität der Beziehungsdynamiken, Herausforderungen und Aushandlungen, die sich stets in Abhängigkeit eines spezifischen Zusammenspiels von Differenzlinien entfalten, anhand von Patenschaftsgeschichten. Mit meiner Auswahl möchte ich keine Typologie von Patenschaften oder eine vermeintlich unveränderliche Essenz und Statik der dargestellten Beziehungen implizieren. Im Gegenteil hoffe ich zum Ausdruck zu bringen, dass die einzige Konstante eine kontinuierliche und dynamische Aushandlung ist. Ich verwende den Begriff der *Geschichten*, um die Prozesshaftigkeit der beschriebenen Begegnungen zu unterstreichen. Weiterhin hebe ich damit deren konstruierten Charakter hervor: Die Beschreibungen sind Ergebnis meiner spezifischen methodischen Zugänge und Positionalitäten und damit, nach James Clifford, als *partial truth* zu verstehen.

Patenschaften konstituieren einen Raum, der auch in der Sphäre privater Beziehungen vermag, die sozialräumliche Segregation in einer sich zunehmend diversifizierenden Stadt wie Berlin zu überwinden und eine Brücke zwischen soziokulturellen Werten und Verhaltenslogiken zu bauen. Allerdings erfordert dies, dass alle Beteiligten – Pat:innen, Patenkinder und -familien sowie Projektkoordinatorinnen – die affektiv-emotionalen Herausforderungen, die dieser Brückenschlag provoziert, abfangen und aushalten. Dies tun sie oftmals entlang unterschiedlicher Ideale und Konventionen. Die damit verbundenen Anstrengungen rahme ich als eine spezifische Form der Affektbewältigung und Emotionsarbeit in Patenschaften. Aufgrund meiner Zugänge und meiner eigenen Patenschaft widme ich mich hauptsächlich der Beschreibung, Analyse und Interpretation der affektiv-emotionalen Erfahrungen von Pat:innen.

Die nun folgenden Patenschaftsgeschichten sind das Ergebnis der Synthese verschiedener methodischer Vorgehensweisen: Einerseits führte ich mit der Mehrzahl der hier vorgestellten Pat:innen leitfadengestützte Interviews von 1,5-3 Stunden. Meine Gesprächspartner:innen erreichte ich überwiegend über die Aktivitäten des Vereins, wie

das Kiezcafé, Workshops und Weiterbildungsangebote sowie Patenstammtische. Die in den Interviews besprochenen Inhalte ergänze ich in meinen Darstellungen mit Daten aus teilnehmenden Beobachtungen und informellen Gesprächen mit den Pat:innen, ihren Patenkindern und Patenfamilien sowie den Koordinatorinnen. Diese Gespräche und Beobachtungen fanden zumeist während der Vereinsaktivitäten, jedoch mitunter auch im privaten Bereich statt, wenn sich über die Zeit meiner Forschung Freundschaften entwickelten. Auch die Fokusgruppengespräche mit den Studierenden erlaubten mir wertvolle Einblicke in Motivationslagen, Reflexionen und Erfahrungen, die ich für die Darstellung der Patenschaftsgeschichten nutzte.

Die Beziehungen, die ich hier darstelle, vereint, dass die Pat:innen oder die Patenkin- der und deren Familien eine enge Anbindung an den Verein aufwiesen und dessen ver- schiedene Angebote wiederkehrend nutzten, und/oder dass die Pat:innen Teil der stu- dentischen Fokusgruppe waren. Auch meine eigene Patenschaft figuriert als Fallbeispiel. Neben dem Kriterium eines umfangreichen Zugangs zu den Patentandems wählte ich die Beispiele so aus, dass sie ein möglichst diverses Spektrum an Konstellationen hin- sichtlich des Alters und Geschlechts der Pat:innen und Patenkin- der, des beruflichen Hin- tergrunds der Pat:innen, der Dauer der Patenschaft und der persönlichen Motivations- lagen und Erwartungshaltungen der Beteiligten aufweisen.

Aufgrund der spezifischen Zugänge zu meinen Gesprächspartnerinnen und der un- terschiedlichen Methoden der Datenerhebung weisen die nachfolgenden Patenschafts- geschichten keine einheitliche Struktur auf. Eine solche würde zudem nicht den jewei- ligen Besonderheiten der Erfahrungen gerecht werden und einen roten Faden sugge- rieren, nach dem die an einer Patenschaft beteiligten Akteure meist selbst vergeblich suchten. Ich folge in meinen Darstellungen hingegen den Schwerpunkten, die sich im Austausch mit meinen Gegenübern und den verschiedenen Modi der (teilnehmenden) Beobachtung ergaben.

6.1 Franziska: »Was ich sagen kann, was ich vielleicht auch sagen sollte«

Meine eigene Patenschaft zu Lara ist naturgemäß diejenige, über die ich die detaillier- testen Daten habe. Sie ist die autoethnografische Säule meiner Forschung. Früh stand fest, dass ich selbst eine Patenschaft übernehmen würde. Dies war sinnvoll angesichts der Notwendigkeit, sensible Zugänge zu meinem Forschungsfeld zu erhalten. Eine eige- ne Patenschaft entsprach zudem meinem Anspruch, meine Forschung engagiert zu ge- stalten und entsprechend selbst die Verantwortung für eine Beziehung zu übernehmen, deren Facetten und Dynamiken ich erforschen wollte. Eine Patenschaft sollte mir zu- dem helfen, die Fokusgruppe Studierender aus einer Binnenperspektive anzuleiten, und mit ihnen in einen Austausch unter Gleichgesinnten zu treten. Das Konzept von Paten- schaften als Begegnungsformat erschien mir außerdem reizvoll und ich wollte selbst ein entsprechendes Engagement aus persönlichem Interesse heraus übernehmen. Ich bin mir jedoch nicht sicher, ob ich ein solches unabhängig von meiner Forschung begonnen hätte. Wie viele andere Pat:innen, die ich kennenlernte, hatte auch ich großen Respekt vor dem zeitlichen Aufwand wöchentlicher Treffen und der Verantwortung, diese Regel- mäßigkeit über einen längeren Zeitraum zu gewährleisten. Wie viele andere Pat:innen

wurde ich in der Beziehung herausgefordert und musste mich immer wieder ermahnen, am Ball zu bleiben. Manchmal war es meine Forschung, die meinem Verantwortungsgefühl und der zarten zwischenmenschlichen Verbindlichkeit, die sich zwischen Lara und mir entwickelte, den notwendigen Nachdruck verlieh, immer wieder den Kontakt zu ihr zu suchen. Wenn ich später im Rahmen der Datenauswertung und Niederschrift meiner Arbeit über meine Patenschaft reflektierte, durchlebte ich einzelne Episoden erneut, was dazu führte, dass ich ein ums andere Mal zum Telefon griff, um nach längerer Zeit die Kontaktstille zu durchbrechen.

Das bedeutet nicht, dass mir meine Patenschaft ohne die damit verbundene Forschung nicht wichtig gewesen wäre: In Momenten, in denen ich befürchtete, der Kontakt sei abgerissen oder Lara hätte das Interesse verloren, verspürte ich Trauer um eine Beziehung, die mir ans Herz gewachsen war. Ich möchte diese Beziehungserfahrung nicht missen, auch wenn sie mich ein ums andere Mal an den Rand meiner Grenzen katapultierte. Wäre es jedoch nicht um meine Forschung und die damit einhergehende Verpflichtung abseits des Ehrenamtes gewesen, die vielen Modi der Reflexion und des Austauschs, die ich hierdurch erhielt, ich bin mir nicht sicher, ob ich bereit gewesen wäre, die Anstrengungen, Enttäuschungen und Irritationen über eine so lange Zeit auszuhalten. Ein vorzeitiger Abbruch meiner Patenschaftsbeziehung hätte jedoch zweifellos dazu geführt, dass ich viele wunderbare Momente der Begegnung und des so häufig hervorgehobenen gegenseitigen Lernens verpasst hätte. Meine Forschung bildete für mich vielfach einen Ankerpunkt, entgegen mir gewohnter Verhaltensweisen etwa die einseitige Kontaktaufnahme in Kauf zu nehmen und über meinen Schatten zu springen. Durch das beständige Reflektieren war ich zudem in der Lage eine gewisse Distanz zu meinen Affekten und Emotionen herzustellen, die es mir erleichterte, Irritationen und Dissonanzen weniger persönlich zu nehmen.

Im Folgenden zeichne ich die Beziehungsentwicklung meiner Patenschaft mit Lara nach und beleuchte die vielgestaltigen Ambivalenzen, die damit einhergingen. In diesem Zuge stelle ich einzelne herausfordernde und konfliktive Episoden detaillierter dar. Als Querschnittsthemen mit besonderer Relevanz traten meine kontinuierliche Rollenaushandlung in der Patenschaft, die Navigation des komplexen Asymmetriegerüsts sowie Momente der Reziprozität und Selbstwirksamkeit hervor, die ich entsprechend herausarbeite. Mein affektiv-emotionales Erleben, welches ich in meinen Feldnotizen festhielt, fungiert dabei vielfach als Referenzpunkt. Als ich das erste Mal Ausschnitte meines autoethnografischen Fallbeispiels in einem Kolloquium vorstellte, hob eine Kollegin mit einem Hintergrund in Erziehungswissenschaften den hohen und komplexen Anspruch, der an Pat:innen gestellt wird, hervor. Sie erkundigte sich, ob ich und andere Pat:innen Supervisionen erhalten hätten. Derlei Formate waren bei WG im Zeitraum meiner Forschung nicht vorgesehen. Beratungsangebote beschränkten sich auf die bereits erwähnten Austauschformate, vereinzelte moderierte kollegiale Fallberatungen sowie die Rücksprache mit den Koordinatorinnen. Entsprechend sei den folgenden Darstellungen meiner eigenen Patenschaft vorangestellt, dass meine Analyse möglicherweise blinde Flecken aufweist. Häufig schwirrte mir der Kopf, wenn ich mich der Aufgabe zuwandte, meine Tagebucheinträge, die in sich bereits vielfältige Interpretationen meiner eigenen Patenschaftserfahrung beinhalteten, zu durchdringen und die unterschiedlichen Ebenen voneinander zu trennen, um sie in einem analytischen Narrativ wieder zusammen-

zusetzen. Die nötige Distanznahme in der Auseinandersetzung mit den eigenen Erlebnissen gestaltete sich für mich um ein Vielfaches komplexer und anspruchsvoller als die Analyse fremder Patenschaftserfahrungen.¹

Die Darstellung meiner Patenschaft dient auch als Einstieg in die anderen Fallbeispiele sowie zu deren Einordnung. Wenn ich in den Fallbeispielen anderer Pat:innen problematische Themenbereiche schildere, so geschieht dies nicht aus einer moralisierenden Absicht heraus, mit der ich mich von anderen Pat:innen, deren Gedanken und Handlungen abzugrenzen versuche. Im Gegenteil sind viele Schilderungen meiner Gesprächspartner:innen mit meinen eigenen Erfahrungen und Gedanken vergleichbar. Ein solches Resonanzphänomen beobachtete ich häufig, wenn mehrere Pat:innen zusammenkamen – sei es in Interviews, in unserer Fokusgruppe, bei Patenstammtischen oder auch bei Weiterbildungen. Pat:innen waren stets in der Lage, sich ein Stück weit in den Erfahrungsberichten anderer Pat:innen wiederzuerkennen. Diese Erkenntnis bildet die Brücke vom Einzelfall zur geteilten Erfahrung und hebt die Möglichkeit hervor, allgemeingültigere Rückschlüsse zu ziehen. Diese Resonanz vermag zudem bei der Bewältigung der Herausforderungen und Anstrengungen in Patenschaften zu unterstützen, da sie den Schritt von der Affektbewältigung hin zur Emotionsarbeit ebnet.

6.1.1 Die Höhen und Tiefen der Beziehungsentwicklung

Laras Familie kam über die Empfehlung einer Nachbarin zu WG, die sich bei der Mutter nach den Deutschkenntnissen ihrer Kinder erkundigte. Als Lara und ich in eine Patenschaft vermittelt wurden, verfügte die Familie bereits über einige Erfahrungen mit dem Format: Laras älterer Bruder und auch sie selbst hatten bereits zuvor Patenschaften, die jedoch aus unterschiedlichen Gründen endeten. Zwei ihrer Schwestern führten zu diesem Zeitpunkt ebenfalls aktive Patenschaften. Als ich im Erstgespräch mit der Koordinatorin erklärte, mir gut eine Patenschaft mit einer Jugendlichen vorstellen zu können, erzählte mir Mirjam von der 16-jährigen Tochter der Familie.

Das Mädchen, das mir dann beim Kennenlerngespräch gegenübersteht und etwas schüchtern, aber auch neugierig meinen Blickkontakt sucht, ist jedoch deutlich jünger. Ihre ältere Schwester, so erklären Patenjugendliche und Vater zugleich, wünsche sich aber auch eine Patenschaft. Sie sei schlecht in Deutsch. Es klärt sich nie auf, ob die Koordinatorin hier etwas mit den sich ähnelnden Namen der Mädchen durcheinandergebracht oder sich die Familie entschieden hat, dass die jüngere Tochter zuerst zum Zuge kommen soll.² In unserem Kennenlerngespräch erklärt Lara offen und freundlich, dass sie sich schulische Unterstützung in den Fächern Englisch und Naturwissenschaften wünscht. In meinen Notizen halte ich dazu fest: »Mirjam scheint davon etwas irritiert zu sein, das merke ich auch daran, wie sie dem Mädchen und ihrem Vater erklärt, dass

1 Mein Umgang mit der Dokumentation meiner Patenschaftserfahrung und die Versuche, gegenüber Lara und ihrer Familie transparent mit meiner multiplen Involviertheit umzugehen, habe ich in Kapitel 2.2.1 geschildert. In jenem Kapitel findet sich zudem eine Vignette, die einen Einblick ermöglicht, in welchem Ausmaß die autoethnografische Brille meine Erfahrungen als Patin und die Beziehungsdynamiken in der Patenschaft beeinflusste.

2 Die ältere Schwester wurde etwa ein halbes Jahr nach dem Beginn meiner Patenschaft mit Lara mit einer Anfang 20-jährigen Frau gematcht.

Pat:innen ja keine ausgebildeten Lehrer:innen seien. [...] Ich bin [ebenfalls] zuerst etwas irritiert, nun als kostenlose HA-Hilfe benutzt zu werden.» (Tagebucheintrag 26.03.2019)

Unsere ersten Treffen sind von Gesprächen geprägt, in denen ich versuche, Laras Lebensumstände zu fassen. Ich erkundige mich häufig nach ihrer Familie, vertiefe Gesprächsinhalte zur Schule, interessiere mich für die Rolle, die Religion in ihrem Alltag sowie in dem der Familie spielt. Mich interessieren strukturelle Schwierigkeiten, die sie aufgrund von Sprachbarrieren und aufgrund von Vorannahmen und Stereotypen aus der Dominanzgesellschaft erlebt. Wird sie von Lehrerinnen benachteiligt? Wie wird in der Schule mit den religiösen Praktiken muslimischer Schüler umgegangen? Ich bin zu Beginn unserer Beziehung eindeutig geprägt von den fachtheoretischen Debatten zu Migration und Integration sowie von machtkritischen Ansätzen, mit denen ich mich im Vorfeld meiner Forschung beschäftigt habe und die Gegenstand des Seminars sind, das ich zu diesem Zeitpunkt unterrichte.

Momente, in denen sich Lara emotional äußert oder *gossip* betreibt, nehme ich gerade zu Beginn unserer Beziehung dankbar als Gesprächsgrundlage und versuche hierauf eine Vertrauensebene zu etablieren. Aktiv bemühe ich mich, die Rolle der Vertrauten und Verbündeten einzunehmen, wobei mir klar ist, dass ich auch abhängig bin von der Rolle, die Lara mir zuschreibt. Bei nachfolgenden Treffen knüpfe ich bewusst an frühere Gespräche an, um mein Interesse an ihrem Alltag zu unterstreichen, aber auch, um gemeinsame Gesprächsthemen zu verstetigen, auf die wir in unserer mitunter zaghaften Kommunikation zurückgreifen könnten. Gleichzeitig versuche ich abzustecken, in welchen Aspekten ich sie unterstützen kann und welche Form der Unterstützung sie sich wünscht. Je mehr wir uns kennenlernen, umso mehr gesteht mir Lara die Rollen der Vertrauten und Verbündeten zu. Es sind dennoch überwiegend schulische Aktivitäten, die in den ersten Monaten unserer Patenschaftsbeziehung einen gemeinsamen Fokuspunkt bilden. Wir gehen in dieser Zeit wiederholt in die Bibliothek, um für die Schule zu arbeiten, und bereiten gemeinsam Präsentationen vor, während ich sie außerdem beim Lernen für Klausuren und Tests unterstütze.

Wenn meinerseits nichts dazwischenkommt, treffen wir uns in den ersten Monaten regelmäßig einmal die Woche. Die Treffen orientieren sich überwiegend an meinen zeitlichen Kapazitäten, Lara ist hier flexibler und glücklicherweise meist auch spontan in der Lage, auf kurzfristige Vorschläge für Verabredungen einzugehen. Die mir von anderen Pat:innen vielfach geschilderte Unzuverlässigkeit des Patenkindes bleibt mir bis auf wenige Ausnahmen erspart. Wir kommunizieren direkt miteinander über Nachrichtendienste. Das ist ein Vorteil ihres Alters: Von Pat:innen jüngerer Kinder, die selbst kein eigenes Smartphone besitzen, weiß ich, dass sie oftmals die Treffen mit den Eltern oder älteren Geschwistern arrangieren, was durch Sprachbarrieren häufig Missverständnisse und zeitliche Verzögerungen produziert. Mit den verstreichenden Monaten werden wir Teil des Alltags der jeweils anderen. Unsere Beziehungsentwicklung zeichnet sich durch die Regelmäßigkeit unserer Treffen, eine sukzessive Annäherung und einen zunehmenden Vertrauensaufbau aus. Dass sich unser Verhältnis vertieft, bestätigen mir Laras emotional aufgeladene Narrative: Wenn wir uns treffen, genügt meist die Frage, wie es ihr geht, und ein Schwall von Erzählungen bricht aus ihr hervor. Ich bin gerührt von dem mir entgegengebrachten Vertrauen, fühle jedoch auch die Verantwortung, die damit einhergeht.

Diese scheinbar lineare Beziehungsentwicklung ist von kleineren und größeren Brüchen durchzogen, die für mich mit einem Auf und Ab der Gefühle einhergehen. In meinem Forschungstagebuch notiere ich wiederholt, dass ich einen Widerstand gegenüber den Treffen entwickle. Ich empfinde bestimmte Verhaltensmuster meines jugendlichen Gegenübers als zunehmend anstrengend: Obwohl Pat:innen hierauf von Anbeginn vorbereitet werden, irritiert es mich bereits nach kurzer Zeit, stets die Initiative für Verabredungen übernehmen zu müssen. Lara meldet sich nicht von allein. Besonders in den ersten Wochen unserer Patenschaft versuche ich zudem, mich ausschließlich auf ihre Bedürfnisse einzustellen. Was genau sich Lara wünscht, erschließt sich mir jedoch häufig nicht. Meist reagiert sie auf direkte Fragen, was sie gern machen möchte und was ihr wichtig ist, einsilbig und uneindeutig: ›Ich weiß nicht. Ist mir egal.‹ Das mehrt bei mir Momente der Unlust gegenüber unseren Treffen, denn ich interpretiere in derlei Aussagen besonders zu Beginn unserer Beziehung hinein, dass ihr unser Beisammensein und die gemeinsamen Aktivitäten nicht wichtig (genug) sind.

Eine Ausnahme bilden schulische Verpflichtungen. Diesbezüglich formuliert Lara meist direkt, wenn sie Unterstützung benötigt. Das ermöglicht es mir, mich auf eine konkrete Aktivität einzustellen. Ich bin nicht gezwungen, mir kreative und abwechslungsreiche Beschäftigungen zu überlegen, von denen ich nicht weiß, ob sie ihrem Geschmack entsprechen. Jedoch fühle ich mich bisweilen auch auf meine Funktion schulischer Unterstützung reduziert, was für mich ebenfalls irritierend ist, weil ich unsere Beziehung nicht auf diese zielorientierte Ebene reduzieren möchte – eine Abneigung, die ich mit vielen weiteren Pat:innen teile. Mit den Monaten mache ich mir jedoch klar, dass diese Patenschaft für Lara ebenso wie für mich weitestgehend Neuland ist. Es sind auch Kolleg:innen, die mich dafür sensibilisieren, dass sich Äußerungen wie ›Ist mir egal. Ich weiß nicht.‹ als eine Umgangsstrategie mit einer ihr ungewohnten Beziehungskonstellation interpretieren lassen, in der sie zurückhaltend ist, Ansprüche zu äußern und die Entscheidung mir überlässt. Ich bemühe mich, derlei Verhaltensweisen weniger persönlich zu nehmen und reflektiere, dass sie sich auch als spezifisches Handlungsregister gegenüber einer Autorität (s. 4.2.3) einordnen lassen.

Neben die Gefühle des Widerstands tritt ein Pflichtgefühl, das ich ihr und unserer Beziehung gegenüber empfinde: Ich habe mich schließlich für die Patenschaft entschieden und will nun das Beste daraus machen. Während der Treffen versuche ich, sowohl meinen Ansprüchen an die Beziehungsgestaltung und -entwicklung, Möglichkeiten der Wissensvermittlung³ sowie auch Laras vermeintlichen, selten direkt geäußerten Wünschen gerecht zu werden. Dabei spielen auch die von dem Verein vermittelten Inhalte eine Rolle wie etwa die Ausrichtung an den Bedürfnissen des Patenkindes. Ich erlebe wiederholt eine Unsicherheit, ob ich meine Rolle(n) ausfülle und welchen Mehrwert unsere Beziehung für mein Gegenüber hat. Zugleich stelle ich fest, dass ich die einseitige Orientierung an Laras Bedürfnissen auf lange Sicht nicht aufrechterhalten kann. Infolgedessen suche ich bei unseren Aktivitäten vermehrt Kompromisse und beginne, meinen eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen zu unserer Beziehung mehr Raum zu

3 Ich binde in unsere Treffen kleinere Lernübungen ein, zum kleinen Einmaleins, zu Englischvokabeln und zum Lesen der Uhr.

geben. Ich schlage Dinge vor, auf die auch ich wirklich Lust habe: Wir bepflanzen gemeinsam meinen Balkon, gehen lange spazieren, essen zusammen und verbringen Zeit in Cafés. Zunächst bezweifle ich, ob sich Lara auf derlei Aktivitäten einlassen würde. Ich mutmaße, dass es sie langweilen würde, auf einen Blumenmarkt zu gehen und in der Erde zu wühlen: »Ich hatte ihr diesen Vorschlag gemacht, ohne damit zu rechnen, dass sie wirklich darauf Lust haben könnte, aber sie stimmte mir sofort zu.« (Tagebucheintrag 24.05.2019) Nicht das letzte Mal überrascht mich Lara auf diese Weise und korrigiert durch ihre Offenheit gegenüber ihr Ungewohntem meine unflektierten Zuschreibungen an sie.

Der Inhalt unserer Gespräche bleibt jedoch überwiegend auf sie und ihr emotionales Erleben im Alltag ausgerichtet. Ich *moderierte* die Gespräche vielfach – ein Ausdruck, den einmal eine andere Patin für die Wahrnehmung ihrer einseitigen Gesprächsbemühungen verwendete. Da wir aber immer wieder an den Austausch der vergangenen Male anknüpfen, werden unsere Unterhaltungen natürlicher. Ich begreife nunmehr ihre Familienkonstellation und die Herausforderungen, mit denen sie im Alltag konfrontiert wird. Zunehmend zieht mich Lara bezüglich Themen ins Vertrauen, von denen ich weiß, dass sie nur ausgewählten Personen davon erzählt. Sie berichtet mir von einzelnen Episoden aus ihrem vormaligen Heimatland und von der Flucht. Ich werde zur Vertrauten bei alltäglichen Herausforderungen, Freuden, Enttäuschungen und Irritationen, die sie mit ihrer Familie, in der Schule und mit Freunden erlebt. Sie schildert mir ihre Zukunftspläne und ich bemühe mich, sie hierin zu bestärken. Stets versuche ich, ihren Erzählungen gegenüber eine offene und vorurteilsfreie Position einzunehmen, was mir jedoch nicht immer leicht fällt. Ich agiere hier oftmals – für Lara unkenntlich, obwohl ich mich in unseren Treffen stets bemühe, meine multiple Involviertheit transparent zu machen – aus einer verstehenden Forscherinnenperspektive heraus, die vom Interesse an der Perspektive des Gegenübers geleitet ist.

Mit der Zeit bringe jedoch auch ich vereinzelt Themen ein, die meinen Alltag bestimmen und Lara erkundigt sich zurückhaltend, aber neugierig nach meiner Beziehung. Das beidseitige Interesse und der gegenseitige Austausch nehmen zu und unsere Beziehung gewinnt über die Monate hinweg an Reziprozität. Etwa ein halbes Jahr nach unserem Kennenlernen bin ich bei ihr zu Hause und wir sitzen mit dem Vater zusammen, der sich bemüht, mit mir auf Deutsch zu kommunizieren. Lara unterstützt uns bei der Verständigung. Beide erkundigen sich nach meinem familiären Hintergrund. Ich erzähle von meiner Familie und zeige Bilder meiner muslimischen Schwester. In meinen Notizen halte ich die affektive Intensität der gemeinsam verbrachten Stunden und eine wachsende Zuneigung zu meiner Patenjugendlichen und ihrer Familie fest. Ich beschreibe meine Wahrnehmung, dass sie sich mir gegenüber zunehmend öffnet und wie diese Öffnung auch meinerseits stattfindet. Das gegenseitige Interesse wird zum Schlüsselmoment:

Krasser Nachmittag. Das waren irgendwie vier Stunden, die mich auch selber echt bewegt haben. Ich fang [...] an, das Mädchen richtig gerne zu haben und auch die Familie. Und find' das irgendwie schön, wie sie sich auch öffnet. Und dann aber auch irgendwie ich. [...] Das ist halt eigentlich schön, dass sie fragen, wo meine Eltern wohnen und wie

ich großgeworden bin. Das zeigt ja auch nur, dass sie auch an meiner Person interessiert sind. (Tagebucheintrag 22.11.2019)

Viele meiner Tagebucheinträge handeln von der positiven Resonanz, die ich von Lara erhalte und die mich fasziniert und berührt. Mein Widerwillen gegenüber unseren Verabredungen verfliegt dann schnell und ich stelle die negativen Gedanken, die unseren Treffen manchmal vorangehen, in Frage und fühle mich für diese schuldig. Die Genervtheit, die ich angesichts der für mich ungewohnten Kommunikationsdynamik verspüre, bleibt jedoch ein kontinuierliches Hintergrundrauschen. Die positive Resonanz, die ich während unserer Treffen erfahre, führt nicht dazu, dass mich diese Dynamik weniger irritiert. Im Gegenteil nehme ich hierin widersprüchliche, dissonante Signale wahr, die ich nicht einzuordnen vermag. Meine anfängliche Vorstellung, das würde sich mit der Zeit einpendeln, trifft nicht zu. Die emotionale Resonanz, die ich von Lara wahrnehme, erlebe ich dann vielfach als notwendiges Gegengewicht zu den herausfordernden Momenten in der Patenschaft. Dies illustriert eine Eintragung in meinen Feldnotizen zu einem unserer Treffen, in dem ich meine Unlust thematisierte:

Um ehrlich zu sein hatte ich auch heute kein' Bock [auf das Treffen] und musste mich ein bisschen überwinden. Als ich sie dann aber schon [von weitem] sah und sie mich groß anstrahlte und sich offensichtlich freute, dass sie mich sieht, war dieses Gefühl, keine Lust zu haben, auch sofort wieder weg. Also da hab' ich mich auch gefreut, sie zu sehen, und fand es schön, dass wir jetzt ein bisschen Zeit miteinander haben. (Tagebucheintrag 19.07.2019)

Ich erlebe, wie sehr eine positive emotionale Resonanz in der Patenschaft Anstrengungen und Herausforderungen kompensieren und dabei unterstützen kann, in schwierigen Momenten am Ball zu bleiben.

Nachfolgend schildere ich drei spezifische Momente bzw. Themen näher, die die Dynamik und Entwicklung unserer Patenschaftsbeziehung akzentuierten oder einzelne Aspekte unterstrichen.

Wertekollisionen

Lara und ich sehen uns zu einem unserer wöchentlichen Treffen, etwa drei Monate nachdem wir uns kennengelernt haben. Unsere Beziehung ist zu diesem Zeitpunkt von einer zarten Vertrautheit und Komplizenschaft geprägt. Wir sind dabei, uns kennenzulernen und verschiedene Aktivitäten auszuprobieren, die ihren und meinen Bedürfnissen gerecht werden und eine gemeinsame Routine zu entwickeln. Wir bewegen uns zu dieser Zeit hauptsächlich in ihrer direkten Nachbarschaft, besuchen die Bibliothek und Cafés, gehen spazieren. Wir widmen uns Hausaufgaben und Vorbereitungen für anstehende Tests. Zu diesem Treffen hatte ich ursprünglich geplant, mit Lara zu einem nahegelegenen Gemeinschaftsgarten zu gehen, der jedoch geschlossen ist. Lara möchte daraufhin den Inhalt einer CD in der Bibliothek überprüfen, die der dortige PC einbehält. Das ist eine mittlere Katastrophe, da die darauf befindlichen Fotos auf keinen Fall von jemandem gesehen werden dürfen, wie sie mir panisch mitteilt. Als eine findige Mitarbeiterin der Bibliothek die CD schlussendlich rettet, machen wir uns auf die Suche nach einem

netten Café und haben auch hier kein Glück. Wir kaufen schließlich an einem Späti ein Eis und spazieren durch den Park, der sich zwischen unseren Wohnungen befindet. Ich bin frustriert von dem heutigen Treffen und versuche dem mit Humor zu begegnen. Ich scherze mit Lara darüber, dass heute alles schief geht. Sie scheint damit weniger Probleme zu haben als ich. Über die vergangenen Monate ist es zu meiner Strategie geworden, Irritationen Lara gegenüber mit Humor zu artikulieren. Das erlaubt mir, meine Wahrnehmung mitzuteilen ohne allzu große Gefahr zu laufen, damit die Stimmung zwischen uns zu gefährden. Über die Zeit hinweg haben wir gelernt, gemeinsam über unsere Interaktionen und Irritationen zu lachen. Diese Strategie funktioniert jedoch bei der nun folgenden Situation nicht.

Sie berichtet mir von einem Freund, der sie bei ihrem letzten zufälligen Zusammenreffen ignorierte. Das ärgert und verletzt sie sichtbar. Sie führt sein Verhalten darauf zurück, dass sie an besagtem Tag Make-Up und eine weiße Hose trug, in die sie das T-Shirt hineingesteckt hatte.⁴ Früher habe sie sich mit dem Jungen gemeinsam über einen solchen Kleidungsstil brüskiert, führt sie aus, denn so kleideten sich eigentlich nur Schlampen. Sie erklärt mir daraufhin konkret, was angemessene Kleidung ist und was hingegen eine ›Schlampe‹ kennzeichnet – ein Begriff, den sie völlig frei verwendet. Es gehöre sich etwa nicht, so erfahre ich, das T-Shirt in die Hose zu stecken und damit zu viel Figur zu zeigen. Ich frage mich, ob sie mir von diesen Dingen erzählt, um eine weitere Meinung zu dieser Thematik zu hören. Wir kennen uns bereits einige Monate und ihr muss klar sein, so nehme ich an, dass ich die Ansicht des Jungen nicht teile. Ist sie im Begriff, eine eigene Position in diesem Themenfeld zu entwickeln? Erhofft sie sich Rückhalt von mir? Ist sie einfach neugierig auf meine Meinung? Macht sie sich überhaupt derartige Gedanken oder hat sie mir einfach ungefiltert von einer Begegnung mit einem Freund erzählt, ohne ahnen zu können, was das meinerseits auslöst? Obwohl ich nicht davon ausgehe, dass mein jugendliches Gegenüber die gleichen Konnotationen damit verbindet wie ich, stößt mir der Begriff der ›Schlampe‹ äußerst sauer auf. Laras Äußerungen kollidieren mit feministischen Idealen, die mir wichtig sind, und die ich nicht bereit bin, zu verhandeln. Ich bin mir unschlüssig, wie ich reagieren soll.

Als ich Lara an diesem warmen Spätsommernachmittag zu dem vollen Bahnhof begleite, wo sie die S-Bahn nach Hause nehmen wird, sehe ich auf einmal überall ›Schlampen‹: Mädchen und Frauen in kurzen Röcken und Hosen, bauchfreie Tops, nackte Haut. Ob denn alle diese Mädchen und Frauen Schlampen seien, erkundige ich mich bei ihr. Lara stutzt, antwortet nicht ganz eindeutig, relativiert die vorherige klare Trennung. Ich weise sie schließlich provozierend darauf hin, dass auch mein T-Shirt in der Hose steckt: »Bin ich dann auch eine Schlampe?« Lara entgegnet unangenehm berührt: »Natürlich nicht.« Warum ist sie so eindeutig in ihrer Antwort? Warum beschämt sie meine Frage? Laufe ich außerhalb der besprochenen Kategorien, weil ich ihre Patin bin? Weil ich als ihre Patin respektvoll behandelt werden sollte? Befürchtet sie, diesen Respekt gerade verletzt zu haben? Reagiert sie beschämt, weil sie mich mag und es ihr fernliegt, mich

4 Das war Laras Interpretation. Sie konnte nicht sicher wissen, ob er sie wegen ihres Kleidungsstils nicht grüßen wollte, sondern hat das nur vermutet. Hierüber reflektierte ich damals nicht, sondern übernahm in meinen Überlegungen ihre Vermutung.

zu beleidigen? Weil meine Kleidung nicht ›problematisch knapp‹ ist? Weil für mich als ›Deutsche ohne Kopftuch‹ sowieso andere Wertmaßstäbe gelten?

Schließlich rate ich ihr, ihren Kleidungsstil nicht von der Bewertung eines Jungen abhängig zu machen. Ich distanziere mich damit ein Stück weit von meiner eigenen Betroffenheit und ziehe mich auf eine beratende Funktion ihr gegenüber zurück. Ich reflektiere anschließend in meinem Forschungstagebuch: »Wenn ich meine Reaktionen und Ratschläge diesbezüglich einordnen müsste, dann wären sie wahrscheinlich am ehesten die einer großen Schwester, die versucht, das Selbstbewusstsein der Jüngeren zu stärken und das Verhalten eines Jungen zu relativieren.« (Tagebucheintrag 24.06.2019) Ich bemühe mich zudem, bei ihr Reflexionen anzustoßen, die jedoch wenig zu fruchten scheinen: Meine provokante Frage, ob denn Jungen auch Schlampen sein können, verneint sie. Jungen könnten jedoch schwul sein, erfahre ich stattdessen von ihr. Diese Äußerung macht es für mich nicht besser. Viele der Argumente, die mir an diesem Tag auf der Zunge liegen, kommen mir nicht über die Lippen. Ihre Äußerungen hallen lange Zeit nach. Aus meiner Perspektive erschüttert diese Szene unsere junge, sich zaghaft entwickelnde Beziehung.

Ich berichte am Tag darauf einer Kollegin von dem Geschehen und reflektiere daraufhin noch einmal in meinem Forschungstagebuch:

Ich habe [...] gemerkt, wie sehr mich das Thema um »Schlampen« und dieser ganze Frauen-moralisierende Kram aufregt. Offensichtlich stoße ich hier an meine *comfort zone* und bin nicht bereit, an dieser Stelle zu verhandeln – wie kommt ein 14-jähriger Junge dazu, die ganze Frauenwelt zu bewerten und in »Schlampen« und »Nicht-Schlampen« einzusortieren? Und warum zieht da Lara so voll mit? Das enttäuscht mich auf einer menschlichen Ebene sehr von ihr. Aber was habe ich erwartet? [...] Schockieren tut mich daneben noch, dass bestimmte Klischees und Stereotype [...] tatsächlich zuzutreffen scheinen [...]. In einer rein privaten Beziehung wäre das ein Moment, in dem ich mir überlegen würde, ob ich das Verhältnis weiter pflege oder auflöse, und da merkt man ja schon, dass das genau der Knackpunkt von Integration ist und das Moment, wo das Tandemformat funktionieren könnte – gerade weil es keine völlig natürliche Begegnung ist, aus der sich die Parteien jederzeit zurückziehen können, sobald es unbequem wird. Vielleicht braucht es gerade den übergeordneten Impetus, helfen zu wollen oder etwas Gutes bewirken zu wollen, um über die eigene Schmerzgrenze zu gehen und die Beziehung weiterentwickeln zu wollen, obwohl es eine krasse Reibung gibt. [...] Die Reibungsfläche mit Lara konnte sich ja nur ergeben, weil sie das Vertrauen hatte, mir relativ frei und ungefiltert [...] zu berichten. [...] Ein [weiterer] Grund, warum mich das »Schlampen«-Thema so schockiert hat, ist, weil ich mich selbst verurteilt, beleidigt und herabgewürdigt fühle, da sie ja mich – zumindest indirekt – aufgrund meines Kleidungsstils miteingeschlossen hat. (Tagebucheintrag 25.06.2019)

In dieser Tagebuchpassage wird sichtbar, dass ich diesen Konflikt, der sich auf verschiedenen Ebenen entfaltete, affektiv sehr intensiv erlebte. Die Aussagen des Mädchens kollidierten einerseits mit meinen Überzeugungen und führten zugleich dazu, dass ich mich persönlich angegriffen fühlte. Obwohl ich anerkannte, dass das Gespräch als solches auf ein gewachsenes Vertrauen hindeutete, beschrieb ich, menschlich von der Jugendlichen enttäuscht zu sein. Zugleich relativierte ich jedoch diese Enttäuschung

hinsichtlich ihres Verhaltens mit Bezug auf eine mögliche Prägung durch ihr soziales Umfeld. Dabei verlagerte sich meine Enttäuschung von einer persönlichen Ebene auf die Zuschreibung einer sexistischen Einstellung in ihrem sozialen Umfeld, welche mir eine gewisse Distanz erlaubte. Zugleich entlarvte und problematisierte ich diese jedoch als stereotyp und verallgemeinernd. Anschließend ordnete ich das Geschehen und meine Gedanken vor dem Hintergrund des Patenschaftsformates ein. Dabei unterstrich ich den Sonderstatus unserer Beziehung: Für Patenschaften gelten andere Regeln als für sonstige private Beziehungen. In Momenten der Reibung an der Beziehung festzuhalten und die Spannungen und Irritationen auszuhalten, wurde für mich zu einer Möglichkeit, Integration – hier im Sinne der sozialen Dimension zwischenmenschlicher Begegnung – zu begreifen und zu leben. Damit unternahm ich den Versuch, meine Irritationen zugunsten einer holistischeren Perspektive in den Hintergrund treten zu lassen.

Einige Monate später reflektiere ich ein weiteres Gespräch, in dem Lara ihre Unsicherheiten über Geschlechterrollen und die Aufgaben und Pflichten von Männern und Frauen in Beziehungen mit mir teilt:

Ich bin mir nicht sicher, wie ich mit der Situation umgehen soll. Einerseits finde ich es wichtig, meine Position zu vertreten, andererseits habe ich natürlich klammheimlich den Wunsch, hier gegebenenfalls einen emanzipatorischen Einfluss wirksam zu machen, drittens bin ich mir aber auch der durch und durch asymmetrischen Konstellation bewusst und will das nicht blindlings ausnutzen. Ich versuche mit einem ironischen, aber gutgemeinten Lachen auf die von ihr vertretenen Geschlechterrollen zu reagieren und damit auszudrücken, dass die [von ihr favorisierte] Aufgabenverteilung [zwischen Männern und Frauen] für mich und auch für meine Eltern nicht funktioniert (hat). Ich versuche hier also bei einer Ich-Botschaft zu bleiben, die ihr nicht viel mehr als eine andere Sicht- und Handlungsweise aufzeigen soll/kann. Gleichzeitig bemühe ich mich aber auch zu unterstreichen, dass ich damit nicht sagen möchte, dass das von ihr Vertretene falsch ist, sondern einfach anders und dass man halt schauen muss, einen Partner zu finden, der zu den eigenen Vorstellungen passt. (Tagebucheintrag 06.10.2019)

Aus diesem Tagebucheintrag geht hervor, dass mich mehrere Monate nach dem zuvor geschilderten Treffen weniger die Einordnung des Wertekonfliktes und meine persönliche Betroffenheit davon beschäftigte, als vielmehr meine Positionierung in diesem. Welche Rolle wollte ich einnehmen? Meinem *klammheimlichen* Wunsch, in der Patenschaft emanzipatorischen Einfluss zu nehmen, folgte sogleich der Rückzug auf das Ideal einer kulturellrelativistisch geleiteten (Werte-)Neutralität, die Ersteren gewissermaßen regulierte. Derlei Überlegungen knüpfte ich beständig an das komplexe Asymmetriegefüge (s. 4.2.2) an, welches meine Patenschaftsbeziehung mit Lara prägte.

Eine solche Regulation hin zu möglichst wertneutralen Äußerungen fällt mir im Verlauf der kommenden Monate zusehends schwerer. Gender-Themen werden in den Treffen mit Lara immer wieder adressiert und unser Austausch hierüber nimmt zu. Ich stelle immer mehr Nachfragen, bin mir jedoch nach wie vor unschlüssig, wie viel Raum meine eigenen Befindlichkeiten einnehmen dürfen und müssen und wie ich etwaige Abneigungen kommunizieren soll. Irritierende Momente stauen sich an und entfalten dadurch eine Intensität, die meine bisherigen Umgangsstrategien in Frage stellen. Ich erlebe mich

zusehends genervt von den Anekdoten meiner Patenjugendlichen über Eifersucht und Verbote, die Mädchen und Frauen von ihren Partnern erfahren. Neutralität zu wahren fällt mir immer schwerer.

»Ich bin total gerührt« – eine moderierte Vogelperspektive auf unsere Beziehung

Einen besonderen Moment in meiner Patenschaft mit Lara stellt für mich das Halbjahresgespräch dar, wobei wir zu diesem Zeitpunkt schon beinahe unser einjähriges Jubiläum feiern. Das Gespräch findet kurz vor dem ersten Lockdown im März 2020 statt. Wir treffen uns in den Vereinsräumen. Mirjam moderiert das Gespräch. Wir bringen unser gemeinsames Tagebuch mit, das wir allerdings bereits seit langer Zeit nicht mehr geführt haben. Nichtsdestotrotz geben uns die darin festgehaltenen Aufzeichnungen spannende Rückblicke auf die Anfangsphase unserer Beziehung und unsere ersten gemeinsamen Aktivitäten. Wir schrieben in den ersten Wochen eine Liste mit möglichen Aktivitäten, die wir gemeinsam machen wollten. Nun werfen wir einen Blick zurück, was wir davon umgesetzt haben. Hierfür interessiert sich auch Mirjam. Auf ihre Aufforderung hin besprechen wir zudem, was wir voneinander gelernt haben, wodurch unsere Aufmerksamkeit auf die durch das Format anvisierten beidseitigen Lernprozesse gelenkt wird. Lara scheint ihre Aussage »Eigentlich viel« in diesem Moment nicht konkretisieren zu können. Ich wiederum beziehe mich auf Einblicke in ihre Lebenswelt und auf die Diversität der Gruppe geflüchteter Personen aus Syrien, die in medialen und politischen Debatten vielfach homogenisiert werden.

Wenige Tage vor unserem Gespräch habe ich gemeinsam mit Mirjam an einem Treffen der AG Qualität des KiPa-Netzwerks teilgenommen, bei dem es um das Thema Monitoring ging. Ich habe zu dieser Gelegenheit vorgeschlagen, Pat:in und Patenkind nach ihren anfänglichen Erwartungen zu befragen sowie nach dem aktuellen Ist-Zustand. Mirjam scheint nun meinen Vorschlag in die Moderation unseres Halbjahresgespräches einzuflechten und erkundigt sich entsprechend. Lara erklärt, keine Erwartungen gehabt zu haben. Ich widerspreche ihr und erinnere sie an ihren Wunsch, schulische Unterstützung zu erhalten. Ich hingegen erkläre etwas vage und unverfänglich, von einer Beziehung ausgegangen zu sein, die zunächst künstlich ist, jedoch im Laufe der Zeit zunehmend an Natürlichkeit gewinnt. In diesem Zuge gebe ich zu, dass ich die Gespräche anfangs als zäh und lange Unterhaltungen als herausfordernd empfand. Mit der Zeit sei unser Austausch jedoch offener geworden. Lara pflichtet dem bei und wirft ein, dass es zu Beginn unserer Beziehung leichter gewesen sei, sich auf schulische Aktivitäten zu fokussieren, als längere Gespräche zu führen. Letzteres sei eben mit der Zeit gekommen, fügt sie hinzu. Ich teile ihre Einschätzung, bin jedoch in diesem Moment überrascht, dass auch Lara unsere Kennenlernphase mit einer mitunter zähen Anspannung erinnert und die Fokussierung auf schulische Inhalte als verlässliche Ausweichmöglichkeit reflektiert.

Auf Mirjams Frage, ob wir uns erinnern könnten, wann wir anfangen, uns über mehr Dinge auszutauschen, entgegne ich, dass ich das nicht so genau beziffern könne. Es sei eben ein Prozess gewesen. Lara hingegen antwortet wie aus der Pistole geschossen, es sei der August gewesen. Auch das verblüfft mich. Im August 2019 führten wir unsere Patenschaft seit etwa fünf Monaten. Anhand meiner damaligen Aufzeichnungen zu unseren Gesprächsinhalten lässt sich nachvollziehen, dass Lara im August begann, mich

vermehrt ins Vertrauen zu ziehen und mir von wichtigen Bezugspersonen zu berichten. Im August fand auch ein Treffen statt, zu dem wir bei ihr zu Hause Falafel aßen und ich von den Fluchterfahrungen der Familie erfuhr. Zudem folgte ich der Einladung ihrer Schwester zu deren Geburtstag. Bezog sie sich hierauf? Es fanden in dieser Zeit jedoch auch Treffen statt, von denen ich irritiert war, weil unsere – oder meine – Pläne und Vorhaben nicht aufgingen. In meinen Feldnotizen notierte ich Gefühle der Enttäuschung über einen mitunter oberflächlichen Austausch sowie Genervtheit bezüglich der Kommunikation zwischen uns. Wir trafen uns in diesem Monat insgesamt fünfmal. Woran erinnert sich also Lara, wenn sie angibt, im Spätsommer habe sich unsere Beziehung und unser Vertrauensverhältnis intensiviert? Leider besitze ich in dem Moment nicht die Geistesgegenwart genau das zu erfragen. Das mag auch auf meinen Gemütszustand zurückzuführen sein. In meinen Feldnotizen zu diesem Halbjahresgespräch halte ich fest, dass ich »emotional ziemlich bei der Sache [war] ... Dinge, die Lara heute sagte, hörte ich so zum ersten Mal von ihr und sie rührten und freuten mich zutiefst« (Tagebucheintrag 06.03.2020).

In dem moderierten Gespräch werden Lara und ich wiederholt als Einheit adressiert. Wir stimmen uns untereinander ab, erzählen einer dritten Person von *uns*. Ich erlebe in dem Austausch eine Verbundenheit zwischen mir und meiner Patenjugendlichen, die durch den offiziellen Rahmen des vermittelten Gesprächs an Intensität zu gewinnen scheint. Lara äußert Gedanken, die mich bewegen und überraschen. Sie stehen im Widerspruch zu der einsilbigen Kommunikation, die unsere Nachrichten nach wie vor prägt. Zugleich hat das Beisammensein etwas Feierliches. Wir kennen uns nun schon seit geraumer Zeit und das durch die Koordinatorin moderierte Gespräch bezeugt und anerkennt dies. Auf Mirjams abschließende Frage, ob wir uns weiterhin treffen möchten, reagieren Lara und ich milde überrascht. Unsere Blicke schnellen zueinander. Das Fortführen unserer Beziehung scheint für keine von uns zu diesem Zeitpunkt zur Debatte zu stehen. In meinen Aufzeichnungen zu diesem Treffen reflektiere ich folgendermaßen:

Generell tauschen wir heute viele Blicke, was einerseits darauf zurückzuführen sein könnte, dass Lara Fragen beantworten soll und sie in diesen Momenten schon häufiger mir einen (Hilfe-)suchenden Blick zuwarf. Andererseits sollten wir ja Fragen zu unserer Beziehung beantworten. Da fühlt es sich irgendwie nur folgerichtig an, da einen Blick zur anderen Partei zu werfen, um abzuchecken, dass das Gesagte okay ist, bzw. zu schauen, wie die andere auf das Gesagte reagiert. Zugleich waren unsere Beziehung und auch die Vertrautheit irgendwie im Raum greifbar und unsere Blicke sowie das häufige Kichern könnten ein Ausdruck um das Bewusstsein dieser Vertrautheit oder der Beziehung als Ganzes sein. (Tagebucheintrag 06.03.2020)

Dieser Abschnitt beschreibt eine affektive Stimmung, die sich nicht an dem Gesagtem fest machen und nur schwer in Worte kleiden ließ, jedoch für mich greifbar war. Es waren positive Gefühle, die sich in dem affektiven Arrangement, das durch die offizielle Moderation der Koordinatorin konstituiert wurde und eine gewisse Feierlichkeit besaß, entfalteten und durch kleine Signale der Verlegenheit wie scheue Blickwechsel und Gekicher Ausdruck fanden.

Wie ich von der Koordinatorin weiß, dient das Format der Zwischengespräche dazu, in einem moderierten Austausch einen Blick zurückzuwerfen, eventuelle Irritationen anzusprechen, Erwartungen abzugleichen und gegebenenfalls neue Zielsetzungen zu formulieren. Lara und ich ziehen in diesem Austausch hauptsächlich eine positive Bilanz und bekräftigen, dass wir an der Beziehung festhalten möchten. Als Mirjam erfragt, wer hauptsächlich die Initiative für die Treffen und die Aktivitäten ergreift, erklärt Lara sogleich, dass ich das mache und die Koordinatorin scherzt, dass sie ja Glück habe, dass das so sei, sonst würden wir uns miteinander langweilen. Mit welchen Anstrengungen und negativen Gefühlen diese einseitige Initiative meinerseits vielfach verbunden ist, erwähne ich in diesem Moment nicht. Es scheint nicht der passende Anlass hierfür zu sein. Weiterhin nach unserem schönsten und traurigsten Ereignis gefragt, überlege ich ebenfalls kurz, einen konfliktiven Moment zu besprechen, entscheide mich aber dagegen. In meinem Tagebucheintrag halte ich fest: »Das hätte ich für dieses schöne Gespräch unangemessen gefunden. Ich wollte auch Lara nicht in den Rücken fallen.« Auch Lara äußert keine negativen Aspekte.

COVID-19-Pandemie

Wenige Tage nach unserem Halbjahresgespräch tritt im März 2020 der erste pandemiebedingte Lockdown in Kraft und ich habe beinahe drei Wochen keinen Kontakt zu Lara. In meinen Aufzeichnungen beschreibe ich meinen Zustand als eine Art Schockstarre. Ich fühle mich in der Situation allgemeiner Verunsicherung nicht in der Lage, die Initiative zu ergreifen. Als mich Mirjam in diesen Tagen anruft und sich nach meinem Befinden erkundigt, spreche ich zugleich meinen nicht vorhandenen Kontakt zu Lara an. Ich empfinde hierüber Schuldgefühle, die ich der Koordinatorin gegenüber artikuliere und mir dadurch Erleichterung verschaffe. Das Gespräch mit Mirjam und ihr Beharren darauf, wie wichtig die Patenschaften gerade in diesem Moment seien, motivieren mich, den Kontakt zu Lara wiederaufzunehmen und wir sprechen das erste Mal per Videotelefonat miteinander. Ich bemühe mich, angeregt durch die Appelle des Vereins an die Pat:innen, Lara in schulischen Aufgaben zu unterstützen und zu vermitteln. Am kommenden Tag nehme ich Kontakt zu Laras Lehrerin auf und erkundige mich bei dieser über die genauen Aufgaben und Vorgaben, die meine Patenjugendliche nicht versteht. Zudem versuche ich, Lara für die Notwendigkeit eines strukturierten Tagesablaufs – ein zu diesem Zeitpunkt omnipräsentes Thema in den Medien, das auch der Verein aufgreift – zu sensibilisieren und sie über Informationen zu den aktuellen Entwicklungen der Pandemie sowie kursierende Fake News aufzuklären.

Obwohl ich mich immer wieder bemühe, schaffe ich es in den folgenden Wochen nicht, einen regelmäßigen Kontakt zu ihr zu etablieren. In meinen Aufzeichnungen halte ich fest:

Jedes Mal, wenn wir telefonieren, bin ich voll motiviert das häufiger bis hin zu täglich zu machen. Allerdings vergeht der Tag dann viel schneller als gedacht und dann ist schon nachmittags, wenn Lara – so unterstelle ich ihr jedenfalls – erst aufsteht und ich gerade endlich in einem guten Workflow bin. (Tagebucheintrag 07.04.2020)

Mein schlechtes Gewissen gegenüber Lara verstärkt sich dadurch, dass ich ihr in Telefonaten immer wieder Versprechungen hinsichtlich eines häufigeren Kontaktes mache, die ich jedoch nicht einzulösen vermag. Ich nehme wahr, weder meinem eigenen Anspruch noch den Ratschlägen des Vereins gerecht zu werden, was für mich zunehmend eine Belastung darstellt. Ich kontaktiere hierzu erneut Mirjam, suche mir Rat, Unterstützung und Absolution und erhalte von ihr den erhofften Rückhalt: Ich solle Lara gegenüber offen ansprechen, dass es mir zurzeit auch schwerfalle und ich nicht alles schaffe. Die Koordinatorin zieht in diesem Moment einen spannenden Vergleich, der die Rolle von Pat:innen als Erziehungsperson unterstreicht: Kinder würden lernen müssen, dass ihre Eltern nur Menschen sind und nicht alles schaffen, so verhalte es sich auch bei Patenkindern. Sie erführen mit der Zeit, dass auch ihre Pat:innen nicht alles schaffen. Mirjam gibt in unserem Austausch zu, ebenfalls weniger Kontakt zu ihrem eigenen Patenkind zu haben, als sie zu Beginn der Pandemie gedacht hatte und betont in diesem Zuge, dass es auch nicht schön sei, immer die Gebende und die Bestimmerin zu sein. Sie unterstreicht, dass sich die Paten Kinder ja auch mal von alleine melden könnten. Ein altes bekanntes Leiden. Mirjam schlussfolgert, dass diese besondere Zeit bekannte Dynamiken noch deutlicher herausstelle als bislang. Es ist das erste Mal, dass ich höre, dass sie diese Form der Einseitigkeit und die daran geknüpfte emotionale ›Vorleistung‹ in Frage stellt.

Meine Rolle in der Patenschaft beginnt sich in diesen ersten Wochen der pandemischen Einschränkungen erneut zu verschieben: Schulische Unterstützung wird wieder zentral. Als ich mich bei Lara zu einem unserer Videotelefone über ihren bisherigen Tag erkundige, antwortet sie mir beinahe in einem Tonfall des Geständnisses, dass sie bislang noch nichts für die Schule gearbeitet habe. Hierauf habe ich mit meiner Frage gar nicht abgezielt. Der sofortige Impuls meiner Patenjugendlichen, mich mit schulischen Belangen zu assoziieren, beunruhigt mich. Ich befürchte, dass schulische Frustrationen damit auf unsere Patenschaftsbeziehung übertragen werden könnten. Ich vermeide es fortan, die Rolle der Hilfslehrerin ins Zentrum unserer Interaktion zu rücken und spare schulische Inhalte in unserer Kommunikation für die folgenden Wochen bewusst aus, nicht zuletzt auch aufgrund der Belastung, die ein solch veränderter Schwerpunkt in unserer Beziehung in diesem Zeitraum für mich selbst bedeutet. Im Frühsommer 2020 bittet mich Ulrike Milstrey, die Verbundforscherin des partizipativen Fotoprojektes »Perspektivwechsel«, um ein Interview. Hierin erkundigt sie sich, inwiefern die durch die Pandemie hervorgerufenen Veränderungen in meiner Patenschaft meinen Blick auf das Verhältnis zu Lara verändert hätten. Eine Passage aus diesem Interview, in der ich meine Situation einordne, verdeutlicht mein Dilemma eindrücklich:

Das [Schulische] war mir auch tatsächlich zu viel. Da [...] klingelte es mir so in den Ohren, da ich das halt auch von Mirjam so kenne – das sind eigentlich Freizeit-Patenschaften. Und dann diese ganzen Sachen, mit denen wir sensibilisiert werden am Anfang, von wegen: ›Ihr sollt da nicht die Leute retten, [...] ihr könnt da nicht alles verändern, das sollt ihr auch gar nicht, das ist nicht eure Aufgabe.‹ Und ich glaube, das habe ich mir am Anfang so ein bisschen – vor allem nach diesem Gespräch mit der Lehrerin – den Schuh habe ich mir so ein bisschen blöderweise angezogen: dass ich jetzt gedacht hab, ich fang' jetzt diese Schule bei ihr ab. [...] Wir haben schon auch Schule gemacht sonst, ich habe sie manchmal gefragt, ob sie was hat. Wenn halt irgendwas wirklich

brannte, hat sie auch von sich aus nachgefragt. Aber dass wir jetzt das Gros unserer Treffen, dass wir uns jetzt ständig der Schule gewidmet hätten... – So und ich glaube, dass das jetzt auf einmal am Anfang [der Pandemie] in der Patenschaft so präsent war, und ich halt einfach auch gemerkt habe, wie viel da im Argen liegt, das hat mich extrem unter Druck gesetzt, weil ich's halt gar nicht abfangen kann. Und ich hatte auch den Eindruck, nachdem ich da so ewig mit der Lehrerin telefoniert hatte – [...] Ich hatte halt das Gefühl, dass sie auch echt so nach mir griff, so nach dem Motto, jetzt hat sie mal jemanden am Wickel, der versteht und der halt darauf eingehen kann und der da irgendwie unterstützen kann. (Interview 11.06.2020)

Verunsichert und überfordert greife ich auf der Suche nach Orientierung aktiv auf jene Wissensbestände zurück, die der Verein den Pat:innen in der Vorbereitung und Begleitung vermittelt: Patenschaften sollen sich bei WG der Freizeit widmen; Ehrenamtliche können und sollen nicht alles, was sie beobachten, verändern (wollen); sie müssen Prekaritäten aushalten; einfach da zu sein genüge. Obwohl ich selbst derlei Hinweise in den vergangenen Monaten immer wieder hinterfragt habe – nicht zuletzt angesichts der Bedürfnisse und Motivation, die die Patenfamilien äußern – beziehe ich mich angesichts meiner eigenen Überforderung aktiv auf diese, um meinen Rückzug aus der schulischen Unterstützung von Lara zu legitimieren. Die freizeitliche Ausrichtung der Patenschaftsbeziehungen wird jedoch in dieser Zeit auch vom Verein selbst zugunsten schulischer Unterstützung in den Hintergrund verlagert.

Der Druck, den ich verspüre, wurzelt in einer Mischung aus meinen eigenen Ansprüchen und Maßstäben, weil »ich halt einfach auch gemerkt habe, wie viel da im Argen liegt« und den Erwartungshaltungen der Lehrerin. Diese überschüttete mich in jenem Telefonat förmlich mit Informationen und gewährte mir daraufhin Zugänge zu der von der Schule verwendeten digitalen Lernplattform, die mir eine Form der Kontrolle der Tätigkeiten der Schüler:innen ermöglichten, die ich nicht haben wollte. Hinzu kommen die Aufforderungen vom Verein, in dieser herausfordernden Zeit unbedingt am Ball zu bleiben⁵, sowie Apelle aus der Forschung, die mit Nachdruck *Keep Mentoring!*⁶ kommunizieren. In dem Interview verleihe ich meiner Verärgerung hierüber Ausdruck:

Das ist immer anstrengend, wenn man sieht, wie viel da fehlt und wie viel gemacht werden muss. [...] Wenn man da nicht irgendwie 'n sehr pragmatischen Ansatz hat, hat das immer 'was Frustrierendes – also jedenfalls für mich. [...] Was mir so ein bisschen gestunken hat, ist [...]: Auch die Pat:innen waren ja mental belastet – die sollen da auf einmal Rollen [im Homeschooling] übernehmen, die [schon] für Eltern anstrengend sind, auf die die [Patenschafts-]Beziehung eigentlich bislang nicht ausgelegt war. Das war nicht die Grundlage, auf der sich die Beziehung entwickelt hat [...] Und jetzt wird man überall motiviert, das alles ins Digitale [zu verlagern]. »Nie war Mentoring oder

5 Wie an dem verständnisvollen Telefonat mit der Koordinatorin erkennbar wird, sind jene Momente der persönlichen Begleitung von Pat:innen inhaltlich nicht unbedingt deckungsgleich mit den offiziellen Aussagen, die der Verein auf seiner Internetseite, in Newslettern und E-Mails an Pat:innen kommuniziert.

6 *Keep Mentoring!* lautete das Motto, unter dem das damalige European Center for Evidence-Based Mentoring im Mai 2020 ein Webinar veranstaltete, an dem ich teilnahm.

Patenschaften – nie war das wichtiger!«, wo ich mir denke, »Ja, schönen Dank für den zusätzlichen Druck.« [...] Da hat das Format vielleicht das Potenzial, diese [Bildungs-]Ungerechtigkeit ein Stück weit abzufangen, aber ich glaub, es wird übersehen, dass so Ehrenamt einfach in 'ner globalen Krise auch für die Ehrenamtlichen ein ganz anderes Ausmaß an Anstrengung und Belastung bedeutet.

Ich kritisiere die fehlenden Unterstützungsstrukturen für benachteiligte Gruppen sowie das Auslagern der Bedarfe auf freiwillige Patenschaften. Die Anstrengungen und Belastungen, mit denen die Ehrenamtlichen selbst konfrontiert sind, werden in diesem Zuge ebenso übersehen wie die Herausforderungen, die eine Verschiebung der Patenschaft hin zu schulischen Inhalten für das Beziehungsgefüge bedeuten kann. Lara selbst bittet mich in dieser Zeit nie um schulische Unterstützung. Im Gegenteil habe ich den Eindruck, sie würde eher einen Widerwillen auszurücken, was für mich das Ganze umso schwieriger gestaltet.

Die COVID-19-Pandemie verändert nachhaltig meine Patenschaft mit Lara. Bis zum März 2020 haben wir uns mindestens einmal wöchentlich getroffen und sind über die vergangenen Monate zu einem festen und verlässlichen Bestandteil im Alltag der anderen geworden. Die pandemiebedingten Einschränkungen führen jedoch dazu, dass wir auch nach den ersten Lockerungen nie wieder die Intensität und Regelmäßigkeit in der Beziehung erleben, wie vor dem ersten Lockdown. Als wir uns Ende Mai 2020 das erste Mal wieder zum Spazieren treffen, bin ich zunächst erleichtert, dass sich unsere Beziehung nach wie vor natürlich anfühlt. Wir müssen nicht – wie ich befürchtet hatte und wie die Koordinatorin uns Pat:innen vorwarnte – von vorn beginnen. Jedoch bringen die neuen Umstände neue Spannungen mit sich.

Im Sommer 2020 konfrontiert mich Lara – das ist für sie eher ungewöhnlich – direkt mit der Frage, warum ich nicht ihrer Einladung zum gemeinsamen Essen zu ihr nach Hause folge. Die anderen Patinnen kämen auch in die Familie. Diesbezügliche Nachfragen habe ich bis zu diesem Zeitpunkt nicht ernst genommen. Ich war bislang der Meinung, dass es auch für Lara in Ordnung sei, dass wir uns nach wie vor zu zweit außerhalb der Familie trafen. Nur selten haben wir in den vorangegangenen Monaten Zeit in der Wohnung der zehnköpfigen Familie verbracht – nicht zuletzt, weil ich derartige Treffen meist als anstrengend empfand und vermied. Ich habe mir eingeredet, dass auch Lara die ruhige Zeit zu zweit in Cafés, Parks, auf Märkten oder bei mir zu Hause genoss, ohne je darüber offen gesprochen zu haben. Die COVID-19-Pandemie und die beschränkten Möglichkeiten haben nun jedoch die Konstellation verändert und ich werde gewahr, dass es Lara ein Bedürfnis ist, dass wir gemeinsam Zeit bei ihr zu Hause mit ihrer Familie verbringen.

Ich willige schließlich ein, obwohl es mich nach den monatelangen Kontakteinschränkungen einige Überwindung kostet. Wir essen gemeinsam und verbringen einen schönen Nachmittag miteinander. Gegen Ende unseres Treffens setzen wir uns in ihr Zimmer, wo ich bemerke, dass die ältere Schwester krank im Bett liegt. Ich bin schockiert, jedoch nicht in der Lage, meinem Impuls nachzugeben und die Wohnung sofort zu verlassen. Die Geschwister bemerken meine Irritation und beruhigen mich, dass es sich nicht um Corona handle. Ich bin jedoch nicht überzeugt. Woher nehmen sie die Gewissheit? Als ich schließlich nach Hause gehe, bin ich völlig verunsichert. Nach

einigem Ringen und erhitzten Telefonaten mit meiner Familie sowie einer Auskunft bei der COVID-19-Hotline entscheide ich, das lang geplante Familientreffen am nächsten Tag zum Anlass des Geburtstags meiner Großmutter abzusagen. Damit fällt mein Urlaub ins Wasser. Ich bin frustriert und enttäuscht. Und ich fühle den aus meiner Sicht verantwortungslosen Umgang der Familie mit der kranken Tochter zunächst auf deren Bildungshintergrund und eine mangelnde oder fehlgeleitete Aufklärung zum Thema COVID-19 zurück. Das Mädchen hätte getestet und ich über ein krankes Familienmitglied vor meinem Besuch in der Wohnung informiert werden müssen – so meine derzeitige Überzeugung.

Die Rückfragen meiner Familie, warum ich denn nicht gleich die Wohnung meiner Patenjugendlichen verlassen hätte, kann ich nur schwer beantworten. Ich nehme nicht das erste Mal wahr, dass ich mich in der Wohnung der Patenfamilie in einem Mikrokosmos befinde, in dem ich mich nicht nach meinen gewohnten Registern verhalten kann oder will. Hier gelten andere Regeln und ich verspüre das Bedürfnis, mich anzupassen und meine eigenen Maßstäbe zurückzustellen. In der beschriebenen Situation produziert das wiederum bei mir ein Gefühl von Vulnerabilität und Hilflosigkeit. Ich bin nicht in der Lage, die Familie mit meinem Verdacht zu konfrontieren, dass es sich bei dem Unwohlsein der Jugendlichen um COVID-19 handeln könnte, da die Krankheit (noch immer) mit einem Stigma verbunden ist. Ich will der Familie nicht zu nahe treten. Zugleich ärgere ich mich über meinen fehlenden Mut, das Thema offen zu benennen, aus Angst, Befindlichkeiten zu verletzen. In meinen Aufzeichnungen mache ich meinen Gefühlen Luft. Ich achte in meiner Wut nicht länger auf die Problematik generalisierter Zuschreibungen und kulturalisiere den Konflikt.

So schnell können sich Asymmetrien ins Gegenteil umkehren. Ich fühle mich [...] ausgeliefert... Normalerweise würde ich von meinen sozialen Kontakten erwarten und verlangen, dass sie mir mitteilen, mich warnen, wenn ein Krankheitsfall im näheren familiären Umfeld auftaucht. [...] Ich bin wütend. [...] Das hat man jetzt von der interkulturellen Begegnung [...]. (Tagebucheintrag 23.07.2020)

Lara und ich sehen uns in der Folge erneut einige Wochen nicht. Ich benötige die Zeit, mein erhitztes Gemüt zu kühlen. Hinzu kommen die mentalen Auswirkungen der pandemischen Situation, die ich immer stärker zu spüren beginne. Gut zwei Wochen später schreibe ich hierzu in mein Forschungstagebuch:

Einerseits bin ich immer noch von der Situation mit ihrer kranken Schwester genervt. Andererseits habe ich auch gerade ziemlich viel mit meinem eigenen Nervenkostüm und Stimmungsschwankungen zu kämpfen, die es mir schwieriger machen, auf Lara angemessen einzugehen, zu moderieren, zu tolerieren und zu akzeptieren. (Tagebucheintrag 10.08.2020)

Es fällt mir angesichts eigener Belastungen und Anstrengungen in der Krise zunehmend schwerer, die Empathie und Geduld aufzubringen, die mir für unsere Treffen notwendig erscheinen. Unser Beisammensein wird noch sporadischer. Ich schaffe es nicht, den regelmäßigen Kontakt wieder aufzunehmen und ziehe mich zurück. Irritationsmo-

mente, die immer schon unsere Beziehung durchzogen haben, werden in dieser Zeit für mich deutlich präsenter. Die einseitige Kontaktaufnahme und die uneindeutige und vage Kommunikation wiegen schwerer als zuvor. Es geht vielen anderen Pat:innen ähnlich, wie ich sowohl in der Fokusgruppe als auch bei Stammtischen erfahre. Postkarten, Nachrichten und Anrufe werden von den Familien spät bis gar nicht beantwortet. Videotelefonate gestalten sich besonders mit den jüngeren Patenkindern ungewohnt und zäh. Das ist nicht verwunderlich. Mit ihnen waren die Treffen bis zum Ausbruch der COVID-19-Pandemie geprägt von gemeinsamen Aktivitäten und nicht von langen Zwegesprächen.

6.1.2 Zwischen kritischer Selbstreflexion und dem Streben nach Selbstwirksamkeit

Wie aus den bisherigen Beschreibungen meiner Patenschaftsbeziehung zu Lara hervorgeht, war diese von Anfang an von kritischer Selbstreflexion und analytischen Überlegungen geprägt, entlang derer ich meine Erfahrungen einzuordnen versuchte. Damit bemühte ich mich zugleich darum, eine Position in dem Verhältnis zu finden, die den verschiedenen Ansprüchen an das Patinnensein gerecht werden konnte. Im folgenden Abschnitt trete ich einen Schritt zurück und ordne die geschilderten Erfahrungen und Gedanken aus einer größeren, retrospektiven Distanz ein.

Herausforderungen, die ich in meiner Patenschaft mit Lara erlebte, bewegten sich vielfach im Themenfeld der Gendervorstellungen und -zuschreibungen und lassen sich als Wertekonflikte definieren. Dass Lara zunehmend offener über derlei Thematiken mit mir sprach und mir ihre eigenen Ambivalenzen mitteilte, ordnete ich bereits damals als Zeichen ihres wachsenden Vertrauens mir gegenüber ein. Es ist anzunehmen, dass hierzu beitrug, dass ich gerade nicht die Reaktionen zeigte, die sie üblicherweise – etwa von ihren Lehrerinnen – erfuhr. Ich verkörperte für sie außerdem eine Gesprächspartnerin, die nicht ihrem sonstigen Kreis von Vertrauten entstammte und von der sie sicher sein konnte, dass unsere Gesprächsinhalte nicht in diesen zurück gelangen würden. Doch wie mit dem wachsenden Vertrauen angemessen umgehen?

Trotz – oder gerade wegen – des sich intensivierenden Verhältnisses blieben Gespräche über Geschlechtervorstellungen für mich über die Monate hinweg herausfordernd. Die Wertekonflikte, die ich hierin erlebte, führten oftmals zu einer Unsicherheit bezüglich meiner Rollen in der Patenschaft und wie ich mich zu positionieren und zu verhalten hatte. Inwieweit konnte, sollte oder musste ich gar meine Meinung gegenüber meiner Patenjugendlichen artikulieren? Mich begleitete stets die Sorge, die asymmetrische Konstellation (hier v.a. den Altersunterschied und das Erfahrungsgefälle zwischen dem Mädchen und mir) zu ihren Ungunsten auszuagieren. Durch meine akademische Sozialisation in der Anthropologie bin ich für die Wirkmacht von Machtdynamiken und paternalistischen Verhaltensweisen besonders sensibilisiert und mir der Notwendigkeit bewusst, diese, gerade auch als Forschende, zu reflektieren. Als erwachsene, akademisch gebildete Person, deren Erstsprache deutsch ist, verfüge ich bereits sprachlich über andere Ressourcen als meine Patenjugendliche. Ich befand mich zudem in der Rolle der Ehrenamtlichen, deren zugeteilte Aufgabe es war, die Jugendliche zu unterstützen und in ihrer Entwicklung zu begleiten. Ich war unsicher, wie ich in dieser Situation mit dem

Mädchen über ein *für mich* emotionales Thema diskutieren sollte, ohne ihre Vorstellungen moralisierend abzuwerten. Wie konnte ich in der grundsätzlich von Ungleichheit geprägten Patenschaftskonstellation einen Wirkraum etablieren, der nicht meinem Anspruch, mich machtkritisch zu positionieren, entgegenstand?

Der Anspruch, eine gewisse Neutralität zu wahren und die Hemmung, sich (politisch) zu positionieren, beschäftigte auch andere Pat:innen in unterschiedlichem Ausmaß, wie ich verschiedentlich bei informellen Gesprächen, Interviews und Stammtischen erfuhr. Pat:innen benannten religiöse Ansichten der Familien, Äußerungen zum Nahost-Konflikt und Israel oder auch zu Homosexualität. Als Freiwillige wurden wir von Vereinsseite jedoch für die Bedeutung der Wissensvermittlung sensibilisiert und das bedeutete hier: dem Patenkind Alternativen aufzuzeigen. In einem Treffen unserer Fokusgruppe beschrieb ich meine Unsicherheit folgendermaßen:

Das ist so ein Punkt, diese Gender-Thematik [...]. Das ist [...] für mich in der Patenschaft der größte Konfliktpunkt, wie ich dazu Stellung beziehe oder auch nicht. Da bin ich immer mit mir am Hadern, am Überlegen, was ich sagen kann, was ich vielleicht auch sagen sollte – einfach als eine Stimme von vielen, die ihr [Lara] so ein bisschen die Dialektik reinbringt. (Fokusgruppe 17.02.2020)

Als ich mir Monate später im Rahmen meiner Datenauswertung das erste Mal die Aufzeichnungen zu diesem Fokusgruppentreffen anhörte, war ich irritiert und beinahe unangenehm berührt, wie ungefiltert ich hier über meine Erfahrungen und Gefühle sprach: Ich drückte nachdrücklich meine Genervtheit und Ungeduld aus. Mein Redebeitrag nahm viel Raum ein. Ich war bei diesem Treffen ganz in der Rolle der Patin mit all den hierfür typischen Unsicherheiten. Die Dozentin und forschende Anthropologin traten in den Hintergrund. In der Retrospektive verdeutlichte sich mir, dass ich diese Thematik in der Fokusgruppe so ausführlich aus meinem Bedürfnis heraus thematisierte, meine Erfahrungen in Worte zu kleiden und von den Anwesenden eine Einschätzung dazu zu erhalten. Bei der Analyse dieser Passagen wurde ich mir der Bedeutung eines *peer*-Austauschs bewusst. Auch in meinen Tagebucheinträgen schrieb ich mir meinen Frust von der Seele, changierte zwischen verschiedenen Erklärungsmodellen, deren Nutzen ich sogleich hinterfragte und wieder verwarf. Im Erzählen und im Niederschreiben versuchte ich die Erlebnisse und Gedanken in einen sinnhaften Zusammenhang zu bringen und mögliche Handlungsstrategien daraus abzuleiten. Sowohl meine Redebeiträge in der Fokusgruppe als auch meine Tagebucheinträge lassen sich als komplex und mitunter diffus beschreiben. Ich befand mich in einem Modus der Affektbewältigung.

Als ich Kolleg:innen von meiner Forschung berichtete, wurde ich zweimal mit der Frage konfrontiert, ob denn Pat:innen – mich eingeschlossen – die positiven wie negativen Möglichkeiten, auf das Patenkind Einfluss zu nehmen, nicht grob überschätzten. Diese Frage ist berechtigt. Zunächst ist festzuhalten, dass sich nicht alle Pat:innen Fragen um das Machtgefüge in ihren Beziehungen und dessen Auswirkungen stellten oder mit derlei Rollen- und Wertekonflikten konfrontiert waren. Analog zu der Vielfalt der Beziehungsgestaltung in Patenschaften waren zudem die Einflussmöglichkeiten auf das Patenkind höchst unterschiedlich. Hinsichtlich des Erfahrungs- und Wissensgefälles in

Patenschaften lassen sich entsprechend folgende Fragen formulieren: Wo hört ein dialektischer Meinungs Austausch auf und wann fängt paternalistische Bevormundung an? Wie entstehen bei Wertekonflikten vor dem Hintergrund ungleich verteilter Ressourcen und Privilegien Momente moralisierender Abwertungen? Diese Fragen lassen sich nur individuell beantworten. Darum vertrete ich die Ansicht, dass alle Freiwilligen die Möglichkeit haben sollten, sich mit diesen Fragen in einem sensibel moderierten Rahmen auseinanderzusetzen. Festzuhalten ist jedoch, dass selbst wenn die Möglichkeiten, in der Patenschaft einen negativen Einfluss auf das Patenkind zu nehmen, sehr viel geringer ausfallen mögen als Pat:innen mitunter befürchten, dies nicht bedeutet, dass der Konflikt, den sie diesbezüglich erleben, an Dringlichkeit verliert – insbesondere dann, wenn sie in der Reflexion hierüber allein bleiben. Weiterhin können moralisierende Abwertungen in Patenschaften, selbst wenn sie sich nicht unmittelbar negativ auf das Gegenüber auswirken, zum Fallstrick für die Bestrebungen einer offenen Gesellschaft werden und einem dialogischen Verständnis von Integration auf Augenhöhe entgegenstehen.

Je nach Kontext wertete ich das Potential, auf meine Patenjugendliche Einfluss zu nehmen, höchst unterschiedlich. Denn trotz meiner Bedenken, in paternalistische Emanzipationsbestrebungen zu verfallen, bemühte ich mich in meiner Patenschaft wiederholt, einen gewissen erzieherischen Einfluss geltend zu machen. Zu einem Treffen, circa acht Monate nach unserem Kennenlernen, berichtete mir Lara, dass sie im Unterricht nun ganz vorne sitze und seither viel mehr mitarbeite. Ich lobte sie und unterstrich dabei sowohl ihr kreatives Potenzial als auch ihre Beteiligung in der Schule. In meinen Notizen reflektierte ich die Vorstellung, damit ihre Selbstwirksamkeit zu stärken. In meinem Kopf klangen die Worte aus dem *Handbuch für Pat*innen* nach: »Du sparst nicht mit Lob und wendest den Blick auf das Positive einer Sache.« In meinem Tagebuch hielt ich dazu Folgendes fest:

Einerseits werte ich es sehr positiv, dass sie mir allerlei Sachen erzählt, vor allem, weil ich meine, dass sie von sich aus damit anfang. Gleichzeitig merke ich, wie ich dazu tendiere, diese positive Entwicklung auf meinen Einfluss zurückzuführen, was natürlich viel zu hoch gegriffen sein kann. [...] [M]it der letzten Überlegung kommt der Gedanke, dass unsere Patenschaft damit eine höhere Ebene von Sinn bekommt. Ich stupe die Relevanz unserer Beziehung also irgendwie auch nach dem Grad ein, wie sich im Alltag meines Patenkindes etwas zum Positiven verschiebt. (Tagebucheintrag 09.11.2019)

Die persönliche Entwicklung, die ich meinte, bei meinem Gegenüber feststellen zu können, führte ich auf meinen Einfluss als Patin zurück, relativierte diesen Gedanken jedoch zugleich als mögliche Selbstüberschätzung. Von Bedeutung ist hier jedoch, dass ich sowohl die Beziehungsentwicklung der Patenschaft als auch Veränderungen im Verhalten meiner Patenjugendlichen als Bestätigung wahrnahm, dass mein Engagement eine Wirkung zeigte und damit an Sinnhaftigkeit gewann.

Damit komme ich noch einmal auf das Konzept der Selbstwirksamkeit in der Patenschaft zurück. Wie ich in Kapitel 4.3.1 dargestellt habe, gilt Selbstwirksamkeit als Bestandteil einer gesunden und resilienten Persönlichkeit. Sie ist eng verbunden mit dem kulturspezifischen Ideal der psychologischen Autonomie. Idealerweise sollen Pat:innen

in den Beziehungen zu ihren Patenkindern deren Selbstbewusstsein und Selbstwirksamkeit fördern. Selbstwirksamkeit bedeute, das Gefühl zu haben, wirksam in dieser Welt zu sein, wie die Koordinatorin es einmal in einer Einführungsveranstaltung ausdrückte. Als ich einer befreundeten Patin einmal vom Fortschritt meiner Dissertation berichtete, fragte mich diese, ob ich denn der Meinung sei, Patenschaften würden tatsächlich etwas bringen. Sie bezog sich damit auf die Wirkung des Formates auf die Patenkinder. Würden diese später einmal angeben, so spezifizierte sie ihre Frage, die Beziehung sei für sie bedeutsam gewesen? Oder erinnerten sie lediglich, dass da irgendwann einmal eine Person kam, um mit ihnen Hausaufgaben zu machen? Diese Fragen verweisen auf die Befürchtung vieler Freiwilliger, dass das eigene Engagement keinen Effekt haben könnte, sowie auf das Bedürfnis vieler Pat:innen, in ihrer Patenschaft ebenfalls Selbstwirksamkeit zu erfahren. Man möchte *durch das eigene Engagement* eine Wirkung in der Welt erfahren – auf der persönlichen Ebene des Patenkindes und/oder gesamtgesellschaftlich. Es ist dieser Aspekt der Sinnhaftigkeit der Patenschaftsbeziehung, auf den der obige Ausschnitt aus meinen Feldnotizen hindeutet und den ein weiterer Eintrag, ganz zu Beginn meiner Patenschaftsbeziehung mit Lara, ebenfalls aufgreift:

Auch wenn ich genau die [...] Idee, nun das Leben eines ›benachteiligten Kindes‹ langfristig zum ›Positiven‹ verändern zu wollen und zu können problematisch finde, [...] erkenne ich genau diese Punkte an meinem eigenen Denken und Handeln wieder... die Vorstellung, Lara ein bisschen in eine Richtung zu prägen, die ich für richtig halte... Andererseits: ist das so problematisch? Genau das tun doch Eltern oder Lehrer mit ›ihren‹ Kindern – sie nach bestem Wissen und Gewissen in die Richtung zu stupsen, die sie für richtig und wichtig halten. Warum wird das auf einmal problematisch, nicht-politisch-korrekt, wenn das Verhältnis innerhalb einer Patenschaft besteht? (Tagebucheintrag, 24.04.2019)

Die Anführungszeichen setzte ich bereits in meinen ursprünglichen Aufzeichnungen. Sie deuten auf die spannungsvolle Relation zwischen meinem Anspruch, etwas Gutes zu bewirken, und der Gefahr, in diesem Zuge meine Patenjugendliche und ihre Lebensweise abzuwerten. Dieses Spannungsverhältnis, dem ein historisch tradiertes Überlegenheitsgefühl zugrunde liegt (s. 3.2.4), ist häufig anzutreffender Bestandteil von Hilfebeziehungen in der (zivilgesellschaftlichen) Migrations- oder Geflüchtetenarbeit. Die Wirksamkeit des Engagements wird dann vordergründig bei der vermeintlichen Entwicklung des Gegenübers verortet und etwaige Veränderungen der eigenen Persönlichkeit sowie der eigenen Fähigkeiten und Kompetenzen tendieren dabei in den Hintergrund zu treten.⁷ Es sei an dieser Stelle auch noch einmal auf einen Ausschnitt aus einem Interview mit einer Patin verwiesen, den ich bereits in Kapitel 4.3.3 angeführt habe:

Man hat ja erst mal so 'ne Vorstellung von der Patenschaft: irgendwo arabische Flüchtlingsfamilie, wo du jetzt reinkommst und denen quasi – was beibringen ist übertrieben – aber irgendwo... weiß ich nicht, ihnen hier beim Ankommen hilfst. Also man hat

7 Auch in der Mentoringforschung wird die Wirksamkeit von Patenschaftsbeziehungen überwiegend bei den Patenkindern untersucht (s. 4.1.2). Im Vergleich dazu bleiben die Effekte der Begegnungen bei den Pat:innen bislang ein Randthema.

irgendwie noch so 'ne stark hierarchische Vorstellung von dem Ganzen. Jetzt gar nicht so bewusst, aber irgendwo wird das ja vermittelt. Also du gehst da rein, um zu helfen. (Interview 12.05.2019)

Beide Passagen weisen darauf hin, dass ein Bewusstsein für die Problematik hierarchisierender Zuschreibungen nicht bedeutet, dass sie im Miteinander keine Wirkkraft entfalten können. Sie unterstreichen die Notwendigkeit einer kontinuierlichen und sensibel begleiteten Reflexionsarbeit.

Freiwillige erleben Selbstwirksamkeit in ihren Patenschaften sehr unterschiedlich. In zielorientierten Patenschaften lässt sich die Wirkung der Beziehung meist konkreter bestimmen: Wurde der Schulabschluss geschafft? Wurde ein Ausbildungsplatz gefunden? In beziehungsorientierten Patenschaften hingegen fällt die Einschätzung der Wirkung komplexer aus. Hier lässt sich ebenjener positive Einfluss auf die Entwicklung des Patenkindes benennen. Doch inwiefern kann dieser auf die Patenschaftsbeziehung zurückgeführt werden? Effekte der Patenschaft können kaum von anderen Faktoren im Leben des Kindes abgegrenzt werden. Selbstwirksamkeit erfuhr ich vielfach durch ein direktes positives verbales oder nonverbales Feedback meiner Patenjugendlichen bezüglich der gemeinsam verbrachten Zeit:

Ich merke, dass ich das Bedürfnis habe, ihr etwas zu bieten, mit ihr Dinge zu machen, die ihrem Alltag entrückt sind, etwas Besonderes und dass ich es beinahe als Lob empfinde, wenn sie sich dergestalt [»Das ist voll geil.«] äußert. (Tagebucheintrag 22.08.2019)

Eine positive emotionale Resonanz des Patenkindes ist demnach nicht nur hinsichtlich des Bedürfnisses von Pat:innen, eine zwischenmenschliche Nahbeziehung in der Patenschaft zu erfahren (s. 4.2.4 sowie 6.3), bedeutsam. Vielmehr kann eine positive Beziehungsentwicklung als solche zu einer Selbstwirksamkeitserfahrung werden. Sie signalisiert den Ehrenamtlichen, dass sie auf dem richtigen Weg sind.

Das Bedürfnis von Pat:innen, Selbstwirksamkeit in den Patenschaften zu erfahren, wurde durch die Aufgaben, Rollen und Effekte, welche die Koordinatorinnen den Ehrenamtlichen in der Vorbereitung und Begleitung der Patenschaften vermittelten, geformt und verstärkt. Erinnert sei hier etwa an die Aussage der Koordinatorin, dass wir zu dem Glück unserer Patenkinder beitragen könnten. In der Folge entstand bei Pat:innen oft ein hoher Anspruch an sich selbst, an die Beziehung und an die Patenkinder. In meiner eigenen Patenschaft kam meine Beschäftigung mit der Mentoringforschung hinzu – mit den darin formulierten Anforderungen an Pat:innen, der Beschreibung von schädlichen Effekten sowie der Forderung und Umsetzung einer Semi-Professionalisierung der Ehrenamtlichen. Ich sorgte mich, der großen Verantwortung nicht gerecht zu werden. Kam ich zwischenzeitlich zu der Erkenntnis, dass die Treffen mit Lara auch oder gerade dann schön waren, wenn ich mich von dem anstrengenden und zuweilen unnatürlichen Anspruch befreien konnte, jedes Mal etwas Besonderes oder etwas besonders Sinnvolles mit ihr zu unternehmen, so kamen mir in der Auseinandersetzung mit der Literatur hieran immer wieder Zweifel. Was würde jedoch passieren, wenn in Patenschaften anstelle von Fragen nach der Wirksamkeit entlang bedeutungsschwerer Schlüsselkonzepten

te wie Teilhabe, Chancengleichheit, Integration, Persönlichkeitsentwicklung etc. die Beziehungsstiftung als solche in den Vordergrund rückte? Von der Geflüchtetenhilfe hin zu notwendigen Begegnungen in der Einwanderungsgesellschaft quasi, deren Legitimität sich nicht aus der Messbarkeit ihrer Effekte speist. Wie würde sich das auf die Beteiligten und deren Beziehungen auswirken? Und wie ließe sich ein solcher Anspruch in der Bewerbung des Patenschaftsformats für Mittelgeber sowie bei der Akquise von Freiwilligen und Patenfamilien kommunizieren?

Die komplexen (Selbst-)Ansprüche und Verantwortungsapelle verschärften sich im Zuge der COVID-19-Pandemie um ein Vielfaches. In dieser Zeit erfuhr ich jenes Konfliktfeld hautnah selbst, das an der Schnittstelle der begrenzten Kapazitäten von Ehrenamtlichen und dem tatsächlichen Hilfebedarf der Zielgruppen freiwilligen Engagements, welcher von sozialstaatlichen Strukturen nicht ausreichend gedeckt wird, entsteht. Wie bereits dargestellt, bildet die Wahrnehmung, selbst versorgt und abgesichert zu sein, die Basis für freiwilliges Engagement. Die Herausforderungen, die ich und viele weitere Pat:innen in den Monaten der COVID-19-Pandemie in unserem Engagement erfuhren, deuten darauf hin, dass sich diese Absicherung nicht auf ökonomische Kriterien reduzieren lässt – obwohl sich auch diese für viele (freiwillig engagierte) Menschen in dieser Zeit maßgeblich verschlechterten. Vielmehr muss das Augenmerk auf die Ebene mentaler Stabilität ausgeweitet werden. Das betrifft im Besonderen jene Formen des Engagements, die sich der zwischenmenschlichen Begegnung verschreiben. Wie lässt sich Empathie, Geduld und Offenheit für ein Gegenüber aufbringen – sprich zusätzliche Affektbewältigung und Emotionsarbeit bewerkstelligen –, wenn das eigene Nervenkosüm blank liegt? Ich vermute, dass in dieser Zeit Formate zivilgesellschaftlicher Integrationsarbeit durch soziokulturell divergierende Verhaltensregister und Wertekanons sowie die häufig anzutreffenden Sprachbarrieren besonders herausgefordert waren. Das lässt sich jedoch nicht verallgemeinern. Für manche Pat:innen (s. Fallbeispiel 6.5) stellte gerade der Kontakt zu der Patenfamilie in den besonders angespannten Zeiten pandemiebedingter Kontaktbeschränkungen einen Ankerpunkt dar, der sich positiv auf ihre mentale Gesundheit auswirkte.

Orientierungslosigkeit, Unsicherheit und eine gewisse Vulnerabilität erfuhr ich in meinem Engagement jedoch nicht nur angesichts struktureller Ungleichheiten, sozialstaatlicher Versäumnisse und hoher (Selbst-)Ansprüche an meine Rolle als Patin, die in Pandemiezeiten besonders deutlich hervortraten. Wie meine Anekdote mit der kranken Schwester meiner Patenjugendlichen illustriert, können Pat:innen die sozialräumliche Umgebung der Patenfamilien als einen Mikrokosmos wahrnehmen. Dieser hebt die Komplexität von Machtdynamiken in dem Patenschaftsverhältnis hervor, die der Vorstellung eines unidirektionalen Gefälles widerspricht. Freiwillige verspüren dann oftmals die Notwendigkeit oder das Bedürfnis, sich den in den Patenfamilien vorherrschenden Regeln und Verhaltensregistern unterzuordnen (s. Fallbeispiel 6.6). Auch derartige Erfahrungen sollten idealerweise sensibel begleitet und reflektiert werden, da sie gesteigertes Konfliktpotenzial bergen und vielfach mit affektiven Anstrengungen einhergehen. Da derartige Dissonanzerfahrungen zum alltäglichen Erleben von Akteuren mit Migrations- oder Fluchterfahrung in der deutschen Mehrheitsgesellschaft gehören (vgl. Röttger-Rössler 2019a), birgt ein damit vergleichbares Erleben auf Seiten der Freiwilli-

gen wertvolles Potenzial zur Perspektiverweiterung und Förderung der Empathie in einer sich zunehmend diversifizierenden Gesellschaft.

Wie bei WG üblich, führte Mirjam nach drei Jahren mit Lara und mir ein zweites Gespräch über den weiteren Verlauf unserer Patenschaft. Hierin wurden wir gefragt, ob wir unsere Beziehung formal als Patenschaft weiterführen und dieser in diesem Zuge ein neues Ziel setzen wollen. Wir einigten uns jedoch darauf, unser Verhältnis aus dem formalisierten Rahmen zu lösen. Lara bezeichnete mich nun nicht mehr als ihre Lehrerin, sondern als Freundin. Ich versicherte ihr, dass sie sich auch nach dem Ende unserer offiziellen Patenschaft jederzeit bei mir melden könne, wenn sie Unterstützung benötigte – und natürlich auch sonst. Wir hielten in den folgenden Jahren Kontakt, wenn auch sporadisch. Unsere Treffen wurden mit der verstreichenden Zeit seltener, jedoch nicht weniger herzlich. Die Initiative hierfür ging jedoch stets von mir aus und ich vermute, dass das auch in Zukunft so sein wird.

6.2 Sophie und Laura: »Wir sind da, solange sie das möchten«

Ich treffe Sophie und Laura auf der Terrasse eines Cafés. Es ist Juni 2020, kurze Zeit, nachdem die Einschränkungen aufgrund der COVID-19-Pandemie zum ersten Mal etwas gelockert wurden. In dieser Zeit versuche ich Datenerhebungen nachzuholen, die mir in den vergangenen Monaten verwehrt geblieben sind. Laura und Sophie sind Schwestern, Anfang und Mitte Zwanzig. Sie führen seit ungefähr 1,5 Jahren eine Patenschaft mit den acht und zehn Jahre alten Brüdern Malik und Tarek. Ich kenne die vier bereits seit einigen Monaten. Sie nahmen, ebenso wie Lara und ich, an dem partizipativen Fotoprojekt »Perspektivwechsel« teil. Wir trafen uns auch zu anderen Freizeitangeboten des Vereins, wie Schlittschuhlaufen und Ehrenamtsabende. Ich traf die beiden Schwestern stets gemeinsam an, auch die Patenkinder waren immer zu zweit dabei. Sophie und Laura teilen sich die beiden Jungen nie im Sinne einer Eins-zu-Eins-Betreuung einzeln zu. Sie sind ein Vierergespann. Sophie und Laura zählen zu den aktiveren Ehrenamtlichen im Verein: gut erreichbar, interessiert an gemeinsamen Aktivitäten, die über die Treffen mit den Patenkindern hinausgehen, engagiert und aufgeschlossen.

Sophie und Laura waren bereits vor ihrer Patenschaft mit Malik und Tarek ehrenamtlich in einer Notunterkunft für Geflüchtete tätig. Hier engagierten sie sich sowohl in der Küche als auch in der Kinderabteilung. Zudem betätigten sie sich zum Zeitpunkt unseres Interviews bereits seit geraumer Zeit bei der Seebrücke, einer Nichtregierungsorganisation, die sich der Rettung von Geflüchteten auf dem Mittelmeer verschreibt. Das Engagement in der Notunterkunft beschreiben die Schwestern als sehr unstrukturiert und ich erfahre, dass ihre Kontakte zu den Menschen in der Unterkunft allesamt abbrachen. Sie wünschten sich darum etwas Beständigeres, Längerfristiges, bei dem es möglich ist, Beziehungen (zu Kindern) aufzubauen. Die Seebrücke bietet ihnen ebenfalls nicht den direkten Kontakt. Bei der Stiftung Gute-Tat wurde ihnen dann der Verein WG empfoh-

len. Sophie erklärt mir, zunächst eine Lernpatenschaft im Sinn gehabt zu haben. Von diesem Ansatz grenzen sich die Schwestern im Verlauf unseres Gespräches jedoch wiederholt ab.

Sie beschreiben, während ihrer früheren Studienzeit keine Möglichkeiten gehabt zu haben, sich frei zu entfalten und beziehen sich damit auf soziales und ehrenamtliches Engagement. Sie seien bereits früh politisch sozialisiert worden. Laura bemerkt dazu: »Ich hab' so richtig gemerkt, dass mir das voll fehlt, mich irgendwie in die Gesellschaft mit einzubringen. [...] Da hab' ich im Nachhinein so gemerkt, dass ich in diesen Aufgaben so voll aufgehe.« (Interview 22.06.2020)⁸ Als die Ankunft Geflüchteter besonders ab dem Jahr 2015 medial stark an Präsenz gewann und Sophie einen zunehmenden Rechtsruck in der Gesellschaft wahrnahm, entschied sie: »Du musst da jetzt was aktiv machen.« Damit verbunden war folgender Anspruch: »Wir müssen aus unseren weißen Privilegien hier rauskommen und mal gucken, wie gut es uns hier eigentlich geht.« Auf meine Frage, inwiefern die Fluchterfahrung bei der Auswahl des Engagements und der Kinder eine Rolle gespielt habe, erklärt Laura, dass sich das so ergeben habe, »da es diese Kinder schwerer haben, in der Gesellschaft anzukommen«. Sie hebt zudem hervor, dass die vierfache, alleinerziehende Mutter der beiden Jungen noch sehr jung sei. Die beiden Schwestern erklären, ihren Teil dazu beitragen zu wollen, Menschen bei der Integration zu helfen.

Sophie und Laura beschreiben ihre Patenschaft zu Malik und Tarek als sehr aktiv. Sie gehen gemeinsam auf den Spielplatz, in die Bibliothek und in Museen, essen zusammen, spielen Frisbee und Fußball sowie verschiedene Gesellschaftsspiele. Mit den altersbedingten Interessenunterschieden fänden sie einen guten Umgang, teilen sie mir mit. Einige der gemeinsamen Aktivitäten hätten sie aus ihrer eigenen Kindheit wiederentdeckt. Das ambivalente Alternieren von Patenkindern zwischen Duzen und Siezen, das ich selbst in meiner Patenschaft erlebe und in anderen Konstellationen beobachte, kennen die beiden Patinnen nicht. Sie werden geduzt. Dennoch distanzieren sie sich von der Bezeichnung, Freundinnen der Jungen zu sein: Dagegen spreche zum einen, dass die Jungen sich die Beziehung zu Beginn nicht freiwillig ausgesucht hätten, sondern die Initiative von der Mutter ausging. Zum anderen sei der Altersunterschied einfach zu groß, um die Patenschaft als Freundschaft zu bezeichnen. Mit der Mutter pflegen sie jedoch durchaus ein freundschaftliches Verhältnis, welches allerdings aufgrund sprachlicher Verständnisschwierigkeiten sowie aktueller pandemiebedingter Kontakteinschränkungen eher oberflächlicher Natur ist. Sophie bekräftigt jedoch, dass sie die Mutter weiterhin besuchen würden, sollten die Jungen die Patenschaft irgendwann nicht mehr aufrechterhalten wollen.

Die Patinnen nehmen die Mutter als dankbar wahr und vermuten, dass sie besonders die eigene Entlastung durch die Patenschaften schätzt. Sie versuche stets, ihnen etwas zurückzugeben. Meist ist das eine Einladung zum gemeinsamen Essen. Die Schwestern beschreiben weiterhin, dass die Familie sofort Vertrauen zu ihnen gefasst habe. Zu Beginn der Patenschaft waren häufig die jüngeren Schwestern der beiden Patenjungen dabei, mit denen sich die beiden Patinnen ebenfalls auf Anhieb gut verstanden. Sie wünschten sich auch eigentlich zwei Mädchen als Patenkinder. Die beiden jüngeren Schwestern

8 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

von Malik und Tarek waren zum damaligen Zeitpunkt der Vermittlung jedoch noch zu klein für eine Patenschaft.⁹ Als Sophie und Laura im Vermittlungsprozess dann jedoch von der Situation der Mutter erfuhren, mussten sie nicht lange von einer Patenschaft mit den Jungen überzeugt werden. Mittlerweile finden sie die Konstellation gut. Früh wurde deutlich, dass die beiden Brüder ohne ihre jüngeren Schwestern Zeit mit ihren Patinnen außerhalb der Wohnung der Familie verbringen wollten. Häufig hätten sie bereits die Schuhe angehabt, so erfahre ich, wenn die Patinnen in die Familie kamen, um sodann loszuziehen. Laura überlegt: »Ich glaub, die finden das dann auch ganz gut, wenn sie mal 'was für sich haben, wenn sie den ganzen Tag da in der Wohnung sitzen mit den anderen.« Wenig später unterstreicht sie noch einmal: »[Das] finden die Jungs schon ganz cool, dass wir nur für sie da sind.« Diese Aussage deckt sich mit dem Statement der Koordinatorin im Interview, in dem diese bekräftigt, dass ein Eins-zu-ins-Prinzip auch von den Kindern wertgeschätzt und nach einer Zeit auch eingefordert wird (s.4.3.1).

Die Schwestern betonen in unserem Austausch die Bedeutung und den Mehrwert der Überbrückung soziokultureller Milieugrenzen und heben hervor, dass die Patenkin-der durch sie eine andere Form der Lebensführung kennenlernten. Sie achten mit den Jungen besonders auf eine geschlechtersensible Sprache und bemühen sich auch anderweitig, als Gegengewicht zu den für sie eher konservativ anmutenden Geschlechtervorstellungen in der Familie zu fungieren. So versuchen sie etwa, den Kindern eine alternative Sichtweise nahezulegen, wenn es darum geht, dass Jungen kein rosa anziehen oder Mädchen nicht ausrasten dürften: »Da gehen wir rein und fragen nach [...].« Sie versuchen zudem, mit ihnen den Kiez kennenzulernen, in dem die Familie lebt. Auch dies ist ein vom Verein häufig kommuniziertes Ziel von Patenschaften, der häufig beobachtet, dass die Patenfamilien die unmittelbare und weitere Umgebung, in der sie leben, nur wenig kennen. Pat:innen sollen die Kinder entsprechend anleiten, unterstützen und begleiten, sich ihr Umfeld zu erschließen. Die Schwestern betonen in unserem Gespräch mehrfach, selbst ebenso von den neu gewonnenen Kontakten mit arabischen Menschen zu profitieren.

Von Zeit zu Zeit ruckelt es in der Beziehung. Ich erfahre, dass die Kinder manchmal lustlos, schlecht gelaunt und beleidigt sind. »Am Anfang hat man das persönlich genommen, aber inzwischen geht man dann auch wieder einen Schritt auf sie zu und dann ist es auch wieder voll okay.« Die Schwestern erklären, sich inzwischen daran gewöhnt zu haben, »dass es halt Höhen und Tiefen gibt, aber [wir] finden ganz gut wieder zusammen.« Dennoch empfinden Sophie und Laura den intensiven Austausch und die Aktivitäten mit den Patenkindern, die Hin- und Rückwege und die Verantwortungsübernahme als anstrengend und sind nach den Treffen häufig erschöpft: »Ich bin jedes Mal durch.« In diesem Zuge beschreibt Laura, manchmal recht unmotiviert zu den Jungen zu fahren. Obwohl ich dieses Gefühl selbst kenne, überrascht mich ihre Aussage, scheint sie doch nicht zu dem liebevollen und zugewandten Umgang zu passen, den ich stets zwischen den Schwestern und ihren Patenjungen beobachten konnte. Umso mehr lässt sie mich vermuten, dass eine gewisse Überwindung zu den Patenschaftstreffen und eine Erschöpfung im Anschluss daran Begleiterscheinungen sind, die die Mehrheit der Pat:in-

9 Zu einem späteren Zeitpunkt meiner Forschung wurden auch die beiden Mädchen in Patenschaften vermittelt.

nen kennen. Nichtsdestotrotz genieße sie die Treffen an sich, so führt Laura weiter aus. Sie sei dann in der Lage, abzuschalten und für die Dauer der gemeinsam verbrachten Zeit den Alltag hinter sich zu lassen. Die Patin resümiert, dass sie eine Patenschaft nur jedem empfehlen könne.

6.2.1 Verantwortung für den Bildungserfolg der Kinder

Die Herausforderungen, die Laura und Sophie zum Zeitpunkt unseres Interviews hervorheben, beziehen sich nicht auf das zwischenmenschliche Verhältnis zu Malik und Tarek oder etwaige Irritationen aufgrund politischer oder religiöser Einstellungen. Schwierig gestaltet sich für sie hingegen die Navigation ihrer Rollen und Aufgaben in der Patenschaft. Dieser Rollenkonflikt findet jedoch nicht zwischen Hilfesuchen und Erwartungen von Seiten der Familie und ihren eigenen Kapazitäten und Bedürfnissen statt, wie das in anderen Konstellationen häufig der Fall ist. Er entspringt vielmehr dem Selbstanspruch der Schwestern. Sophie fragt sich, ob sie die Jungen nicht mehr schulisch fördern könnten *und sollten*. Die Schwestern betonen zwar wiederholt, keine Lernpatenschaft zu haben, meinen aber, bezüglich der Bildung und Sprachkenntnisse der Jungen etwas tun zu müssen. Ihr Anspruch scheint besonders von der Diskrepanz zu ihrem eigenen Hintergrund formaler Bildung geprägt zu sein: Sie studieren beide, die Jungen könnten hingegen gerade einmal fünf Sätze auf Deutsch sagen. Besonders die Zukunftsperspektiven der Brüder erscheinen ihnen darum düster. Ich habe den Eindruck, dass sich Laura und Sophie schon länger mit der Thematik befassen und diesen Aspekt in unserem Interview nicht das erste Mal miteinander besprechen. Das Problem: Ihnen fehlt die Zeit. Sie heben zudem noch einmal hervor, dass sie eigentlich keine Lernpatenschaft wollten. »Aber das sind halt jetzt unsere Kinder und wie sollen wir uns da jetzt komplett raushalten? Die Mutter kann's nicht regeln«.

Laura und Sophie beklagen, dass die Schulschließungen im Frühjahr 2020 für das schulische und sprachliche Niveau der beiden Jungen besonders gravierend waren. Die Kinder seien drei Monate zu Hause geblieben, wo es keinerlei Lernatmosphäre gegeben habe. Das private Umfeld der Familie sei zudem ausschließlich arabischsprachig. Für die Patinnen entsteht aus der Beobachtung der wachsenden schulischen Defizite und ihrer Untätigkeit zunehmend ein Konflikt, der sich in einem Gefühl der Frustration niederschlägt: »Unser Fokus ist halt auf den beiden Jungs und dass die vorankommen – und das tun sie halt nicht.« Einerseits wollen sie Verantwortung übernehmen, andererseits wollen sie nicht zu bestimmend sein. Sie unterstreichen, dass eine entsprechende Unterstützung *ihr* Anspruch sei, nicht der der Patenfamilie. Unschlüssig sind sich die beiden auch, inwiefern sie eine schulische Unterstützung überhaupt leisten könnten oder ob die Strategie eher lauten sollte, der Mutter Wege aufzuzeigen, wie diese selbst für den schulischen Erfolg ihrer Kinder sorgen kann. Die Patinnen scheuen jedoch davor zurück, ihre Bedenken über die schulische Entwicklung ihrer Patenkinder der Mutter gegenüber offen zu kommunizieren, aus Angst, diese zu bevormunden. Von Anbeginn nahmen die Schwestern wahr, dass die Mutter die Patenschaften vor allem schätzt, da sie selbst nicht weiß, was sie mit den Jungen in dem Alter anfangen soll. Sie betonen in diesem Zuge jedoch zugleich ihre Anerkennung gegenüber den Leistungen der Allein-erziehenden. Ihnen liegt es fern, sie zu diskreditieren. Die Schwestern nahmen bereits

Kontakt zu Lehrerinnen auf, die daraufhin – ähnlich wie auch ich es erlebte – annahmen, sie seien fortan für das Schulische zuständig und ansprechbar. Als sich die Schwestern davon überfordert ratsuchend an Mirjam wandten, bekräftigte die Koordinatorin sie in dem freizeitlichen Schwerpunkt ihrer Patenschaft.

Erschwerend hinzu kommt, dass die Patenkinder das Thema Schule abblocken, sobald die Patinnen hierauf den Fokus lenken. Die Kinder hätten schlicht keine Lust zu üben und sie seien nicht konzentriert. Zudem mutmaßen Sophie und Laura, dass den Jungen ihr Wissensstand peinlich ist. Sie beobachten bei den Patenkindern Frustration, wenn diese mit zunehmendem Alter ihre Schwächen bemerken und mit ihren schulischen Defiziten konfrontiert werden. Letztere führen die Schwestern nicht auf die kognitiven Kapazitäten der Kinder zurück, sondern auf deren fehlende Förderung. Ich erfahre, dass die Jungen nur am Handy, am I-Pad und am Fernseher hängen. Analog zu ihrer Befürchtung, die Mutter zu bevormunden, sehen die Patinnen die Gefahr, die Patenkinder entgegen ihren eigenen Vorstellungen und Ansprüchen zu drängen. Sophie resümiert zum Thema: »Das ist quasi das einzige Problem, was ich [in der Patenschaft] habe.« Laura bekräftigt dies, indem sie ihre anfänglichen Zweifel rekapituliert, ein wöchentliches Treffen zeitlich leisten zu können. Nun, da sie festgestellt habe, dass das kein Problem darstellt, »fängt halt das mit der Bildung an.«

Die Aushandlung von Laura und Sophie hinsichtlich ihrer Rollen in der schulischen Entwicklung der Patenkinder konnte ich bereits einige Monate vor unserem Interview und den folgenschweren Schulschließungen beobachten. Es ist Anfang Februar 2020. In den Schulferien organisiert WG für die Besucher des Kiezcafés und die Patentandems verschiedene Freizeitaktivitäten. Etwa 30 Personen treffen sich zum Schlittschuhlaufen. Es ist ein grauer Nachmittag. Wir alle sind dick in unsere Winterjacken eingehüllt und warten, dass wir auf die Eisfläche gelassen werden. Es bilden sich die üblichen Grüppchen vom Kiezcafé. Sophie und Laura stehen mit ihren Patenkindern etwas abseits. Ich geselle mich zu ihnen und wir tauschen uns über das laufende Projekt »Perspektivwechsel« aus. Sie fragen mich schließlich, ob Lara ein Halbjahreszeugnis erhalten habe, was ich bestätige. Die beiden Brüder versicherten ihnen, dass sie kein Zeugnis bekommen haben, was die Patinnen jedoch bezweifeln. Laura kitzelt Tarek spielerisch am Ohr und droht ihm spaßend: »Das ist jetzt die letzte Gelegenheit, mit der Wahrheit herauszurücken!« Offensichtlich versuchten die beiden Patinnen bereits zuvor erfolglos, den Jungen ein Geständnis zu entlocken. Der Junge, sich unter der ihn neckenden Hand herauswindend, bleibt bei seiner Aussage, kein Zeugnis erhalten zu haben. Die Patinnen erklären mir, sie würden sich einfach gern selbst ein Bild vom derzeitigen schulischen Stand ihrer Patenkinder machen. Sie vermuten, dass die Jungen die Zeugnisse bewusst vor ihnen geheim halten, weil sie so schlecht sind und/oder weil sie keine Lust haben, schulische Inhalte in ihrer Patenschaft zu besprechen oder zu bearbeiten. Eine gute Woche später treffen wir uns wieder in den Räumlichkeiten des Vereins, wo ich mich bei Sophie und Laura nach der Zeugnisfrage erkundige. Die Jungen erhielten in der zweiten und dritten Klasse tatsächlich noch keine Halbjahreszeugnisse. Laura rechtfertigt ihre diesbezügliche Skepsis, indem sie erklärt, die Mutter habe halt einfach wirklich keine Ahnung von Zeugnissen und könne damit nichts anfangen. Sie sind jedoch der Meinung, dass jemand derlei im Blick behalten muss. Wenn das nicht die Mutter sei, dann eben die Patinnen.

6.2.2 Was heißt schon Integration?

Wie immer erkundige ich mich gegen Ende eines Interviews bei meinen Gesprächspartnern, was es aus ihrer Sicht für eine gute Patenschaft brauche. Für die Schwestern sind Freude, Geduld, Spaß, Harmonie und beidseitiges Interesse die tragenden Zutaten. Im Umgang miteinander seien zudem Höflichkeit, Respekt und Regelmäßigkeit entscheidend. Für Sophie und Laura ist außerdem klar, dass eine Patenschaft nur dann funktionieren kann, wenn die Chemie stimmt. Hätten die Jungen selbst keine Lust auf die Patenschaft, so würde das Ganze nicht funktionieren. Entsprechend knüpfen die Schwestern auch die Dauer der Patenschaft an die Bereitschaft der Brüder, sich mit ihnen zu treffen. Für sie steht jedoch fest, dass sie auch über ein etwaiges Ende der Beziehung hinaus in der Familie bleiben würden. Was sie selbst in der Patenschaft lernten? Geduldig zu sein und Rücksicht zu nehmen.

Auf meine Frage, wie sich Patenschaften zu Begrifflichkeiten wie Chancengleichheit, Teilhabe und Integration verhielten, greifen sie letzteren Begriff auf. Sophie stellt fest, dass es bei einer Familie mit drei Pat:innen doch ganz gut aussehe mit der Integration. Sie bezieht sich damit offensichtlich auf die Dimension der sozialen Integration. Ihre Schwester stellt die dahinter liegende Erwartung der sozialen Überbrückung zwischen Mehr- und Minderheitengruppen jedoch zugleich in Frage: Was sei denn Integration überhaupt? »Wer sagt dir, wann bist du fertig integriert?« Die Familie sei bereits bestens in das arabische Umfeld in Berlin integriert. Damit fühlten sie sich wohl, sie hätten ihr Umfeld, seien angekommen. Wer sagt also, so fragt Laura weiter, dass es unbedingt ein deutsches Milieu sein müsse, in das sich die Betroffenen integrieren? Wäre das ein Zeichen für fehlgeschlagene Integration, wenn sie als Patinnen die einzigen deutschen Kontakte der Patenfamilie wären? Und was bedeute schon soziale Teilhabe? Die Familie sei in keinem Verein organisiert, verfüge jedoch über ein umfangreiches freundschaftliches Netzwerk. Laura kehrt an diesem Punkt jedoch noch einmal zu den schulischen Schwierigkeiten der Jungen zurück. Diese wiegen für sie schwer. Zudem findet die Mutter keine Arbeit. Suche sie denn aber überhaupt nach welcher? Den Deutschkurs hat sie an den Nagel gehangen, ihren Führerschein macht sie auf Arabisch. Die Mutter habe schlichtweg kein Interesse, so resümiert Laura, ein »deutsches Leben« zu führen. Von den Bedürfnissen und Handlungen der Mutter schlägt sie noch einmal den Bogen zu den Kindern: »Ich sehe halt nicht, wie die Jungs klarkommen sollen ohne die deutsche Sprache langfristig.«

Die Motivation zum Ehrenamt bestand für die Schwestern aus jener häufig anzutreffenden Kombination aus dem Wunsch nach Selbstverwirklichung, der Erfüllung eigener Bedürfnisse sowie dem Ziel, einen gesellschaftlich relevanten Beitrag zu leisten. Zugleich unterstreicht die Reflexion der eigenen gesellschaftlichen Privilegien – »wie gut es uns hier geht« – die sozioökonomische Stabilität der freiwillig Engagierten als Voraussetzung für die Tätigkeit. Aus der Reflexion dieser Privilegien leiteten die beiden Schwestern eine Verantwortung ab, sich für die Gesellschaft als Ganzes und insbesondere für weniger privilegierte Gruppen einzusetzen.

Sophie und Laura reflektierten aus einer machtkritischen Perspektive die dominanten Vorstellungen von Integration und die einseitigen Erwartungen an migrantisierte Akteure. Zentral war dabei die Reflexion darüber, welches Maß sozialer Integration notwendig ist – für die Gesellschaft als Ganzes, für die Mutter, für die Kinder und für deren Bildungserfolg. Konnte eine Integration in die arabische Community in Berlin nicht auch als erfolgreiche Integration verstanden werden? Was bedeutete es jedoch für die sprachlichen Fähigkeiten der Kinder, wenn keine Kontakte zu deutschsprachigen Akteuren vorhanden waren? Die Bildungsbenachteiligung und schulischen Schwierigkeiten der beiden Patenjungen, welche durch die pandemiebedingten Schulschließungen um ein Vielfaches verschärft wurden, führten für die beiden Patinnen zu Rollenkonflikten.

Wie auch andere Pat:innen wandten sich Sophie und Laura im Rahmen eines virtuellen Patenstammtischs mit ihrem Konflikt an die Koordinatorinnen, die jedoch ebenfalls machtlos erschienen. Ihr Verweis auf Nachhilfeprojekte im Kiez wirkte hilflos. Es müsste interveniert werden – so war allen Anwesenden klar –, die Frage war nur, von wem. Die Mutter würde nicht bemerken, so hob Laura hervor, dass ihre Söhne nicht lesen und schreiben können, da sie es selbst ebenso wenig beherrschte. Etwaige staatliche Unterstützungsstrukturen, die gezielten Sprachförderunterricht ermöglichten, waren nur unzureichend vorhanden oder für die Familie kaum zugänglich. Die Patinnen Laura und Sophie bezeugten bei den Jungen eine zunehmende Bildungsbenachteiligung, der sie jedoch nichts entgegensetzen konnten. Dies wog angesichts der wachsenden zwischenmenschlichen Nähe und Zuneigung, die sie zu ›ihren Kindern‹ verspürten, umso schwerer. Sie vermochten nicht, sich gegenüber offensichtlichen Bedürfnislagen abzugrenzen und diese schlicht auszuhalten. Sich auf eine Freizeitpatenschaft zurückzuziehen, erschien ihnen nicht stimmig. Sophie und Laura übernahmen in diesem Zuge die Verantwortung und Rolle einer Erziehungsinstanz, die schulische Belange im Blick behielt. Dies wurde seitens der Familie nicht von ihnen erwartet und auch sie selbst hadernten mit den Herausforderungen, die sich hieraus ergaben. Die Patinnen hinterfragten zudem, ob derlei nicht bevormundend gegenüber der Mutter war.

Einen solchen Konflikt zwischen dem Anspruch, das Patenkind in schulischen Belangen zu unterstützen, dabei jedoch gegen die eigenen Widerstände sowie gegen die des Gegenübers arbeiten zu müssen, beobachtete ich auch bei anderen Patentandems. Bei älteren Patenjugendlichen wurde deren Unlust gegenüber schulischen Inhalten vielfach zu einer Hürde, die insbesondere jüngere Patinnen nicht überwinden konnten oder wollten. Die Freiwilligen tendierten dann dazu, die egalitären, freundschaftlichen Aspekte ihrer Patenschaftsbeziehung in den Vordergrund zu stellen und hatten entsprechend Schwierigkeiten, eine Rolle einzunehmen, in der sie Lerninhalte vermittelten. Angesichts dieses Rollenzwiespalts befragten sie immer wieder den Zweck und die Wirkung ihrer Patenschaftsbeziehung. Das Wissen um die gesellschaftliche und biografische Bedeutung schulischer Erfolge prägte einerseits ihren Selbstanspruch an das Engagement und beförderte ein schlechtes Gewissen, dem Gegenüber zu diesem Zweck nicht das eigene kulturelle Kapital zur Verfügung zu stellen. Dahingegen wurde die Rolle als Vertraute, Fürsprecherin und Unterstützerin abgewogen, die in der Lage ist, dem Patenkind einen Raum außerhalb eben jener schulischen Leistungszwänge zu eröffnen. Auch das betrachteten die Akteure als wertvoll für die sich entwickelnde Beziehung.

Ich vermute, dass die Tatsache, dass ihre Patenschaft von vornherein als Doppeltandem angelegt war, Laura und Sophie maßgeblich bei der Aushandlung derartiger Schwierigkeiten half und ihr Austausch untereinander für sie eine entscheidende Reflexionsplattform darstellte. Denn auch sie teilten die Wahrnehmung, dass man zwar anderen Personen von den Erfahrungen in der Patenschaft berichten kann, diese jedoch wenig mehr tun können, als zuzuhören, da sie es ja selbst nicht ausprobiert haben.

6.3 Maria: »Ich versuche im Service zu sein«

Die Patenschaft von Maria und Malisa gehört zu denjenigen, deren Entwicklung ich im Verlauf meiner Forschung aus Perspektive der Pat:innen am intensivsten begleiten konnte. Wir unterhalten uns zu unserem ersten Treffen lange in einem Café, wo Maria mir von ihrem Weg zu WG, ihren Vorstellungen und Idealen sowie den ersten Monaten ihrer Patenschaft berichtet.

Vor ihrer Patenschaft bei WG war Maria an den Wochenenden ehrenamtlich in einer Notunterkunft für Geflüchtete tätig, in der sie das dortige Bastelangebot bespielte. Sie wünschte sich jedoch eine nachhaltigere Form des Engagements mit längerfristigen zwischenmenschlichen Kontakten. Dabei war ihr die Verbindung zu Kindern besonders wichtig. Zu WG fand Maria über eines der Vorstandsmitglieder. Ich erfahre, dass sie am Format der Patenschaft besonders die Eins-zu-Eins-Konstellation fasziniert sowie die Möglichkeit, Kinder auf ihrem Weg positiv zu beeinflussen. Sie versteht sich als große Schwester ihres Patenmädchens und als solche nimmt sie auch wiederholt eine beschützende Funktion ein. Eine enge Bindung, die sie in unserem Interview weiterhin als Freundschaft und als Begleitung fasst, ist für sie wichtig und stellt eine bedeutende Komponente ihrer Motivation zum Engagement dar: »Das ist das Schöne an so einer Patenschaft, dass es dann auch irgendwann deine Kinder werden.« (Interview 28.03.2019)¹⁰ Den Anspruch an ihr Engagement formuliert sie dabei wie folgt: »Wenn ich denen das Gefühl vermitteln kann, Freundschaft ist grenzenlos, dann bin ich happy.« Dazu gehören auch die beidseitige Perspektiverweiterung und das Aufbrechen von Stereotypen – sie bezeichnet diese als »Mythen« – die über die jeweils anderen vorherrschen. Als wir uns über Herausforderungen und Konflikte in den Patenschaften austauschen und ich sie in diesem Zuge frage, was uns als Patinnen ihrer Meinung nach dazu bringt, in den Beziehungen mitunter an und über unsere Grenzen zu gehen, wird deutlich, dass ihre Motivation auch eine politische Dimension aufweist. Sie will Menschen das Gefühl geben, akzeptiert zu werden, damit ein Zeichen gegen Rassismus setzen und »gerade den Menschen eine Lobby geben, die keine haben«. Dafür stellt sie dem Kind ihre eigenen Ressourcen, Fähigkeiten und Netzwerke zur Verfügung. Patenschaften könnten, so Marias Verständnis, den Kindern als Brücke in die hiesige Gesellschaft dienen und ihnen Unterstützung bei ihrem Werdegang bieten. An der Metapher der Brücke zeichnet sich Marias Anspruch ab, einen Beitrag zur Integration ihres Patenmädchens zu leisten, das im Jahr 2015 aus Syrien nach Deutschland kam. Zum Zeitpunkt unseres Interviews besteht die Patenschaft zu dem neunjährigen Mädchen seit etwa fünf Monaten. Zu den

10 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

gemeinsamen Treffen ist meist die elfjährige Schwester dabei, da Malisa zu schüchtern ist, um sich allein mit ihrer Patin zu treffen. Maria selbst ist zu diesem Zeitpunkt Ende dreißig und im Begriff, sich beruflich neu zu orientieren.

Maria zeigt sich in unserem Interview begeistert von der Idee, ihr Patenkind von den in ihrer Ausbildung erlernten Ansätzen und Methoden profitieren zu lassen und setzt diese aktiv ein, um das Selbstbewusstsein des Mädchens zu stärken. Sie ist sich bewusst, dass die Familien bei WG vor allem die schulische Unterstützung ihrer Kinder fokussieren. Besonders der Vater ihres Patenkindes habe, so berichtet mir Maria von ihrem Eindruck, den schulischen Fortschritt seiner Töchter und deren Deutschkenntnisse stets im Blick. Er vermittelt der Patin wiederholt, dass das Mädchen Lesen üben müsse. Maria verbringt mit Malisa viel Zeit in der nahegelegenen Bibliothek, wo sie gemeinsam Lerninhalte bearbeiten. Im Gegensatz zu manch anderen Pat:innen scheint für Maria die Erwartung der Eltern, durch die Patenschaften schulische Unterstützung für ihre Kinder zu erhalten, keine Belastung oder Irritation darzustellen. Maria betont stattdessen, dass der Bildungsanspruch der Eltern gerade angesichts ihrer sozioökonomischen Prekarität und einem geringen Niveau formaler Schulbildung unbedingt positiv bewertet werden müsse. Er sei Ausdruck des Potenzials der Familie, welches sie gern fördern möchte. Die Patin reflektiert in unserem Gespräch jedoch auch die Schwierigkeit, das Konzept der Patenschaft inhaltlich und sprachlich zu übersetzen, was an der Bezeichnung *Lehrerinnen* deutlich würde (s. 4.2.1). Die Familien verstünden den sozialen Hintergrund des Formates nicht, so Maria, da eine ehrenamtliche Tätigkeit für sie kulturell eher unüblich sei.

Auf meine Frage, welche Rolle die Fluchterfahrung des Patenkindes für sie spiele, erfahre ich, dass der Patin der Hintergrund des Kindes eigentlich egal war. Sie hätte sich aufgrund der Herkunft ihres Mannes jedoch über eine syrische Familie gefreut, da ihr die Kultur schon vertraut war. Ihr Mann war es schließlich auch, der sie über den palästinensischen Hintergrund der Familie aufklärte.¹¹ Der Verein gab den Ehrenamtlichen hierzu meist keine näheren Informationen. Das lag nicht zuletzt daran, dass den Koordinatorinnen die Diversität der Gruppe der Geflüchteten aus Syrien selbst lange Zeit nicht bewusst war (s. 5.1). Maria schließt aus der Fluchterfahrung ihrer Patenfamilie auf eine kulturelle Entwurzelung, die im Leben der Kinder zu vielen biografischen Unterbrechungen geführt hat, hebt jedoch zugleich deren Resilienz hervor, vor der sie großen Respekt hat. Vor diesem Hintergrund erweitert Maria das Verantwortungsspektrum von Pat:innen und betont, dass wir für die Kinder Ansprechpersonen seien, die ihnen gut zureden und das Gefühl geben, aufgehoben und sicher zu sein. Ich erfahre, dass sie besonders zu Beginn ihres Engagements das Bedürfnis verspürte, der Familie bei den vielschichtigen Herausforderungen des Ankommens in Deutschland zu helfen. Sie brachte ihnen in den ersten Wochen vielerlei materielle Unterstützung, etwa in Form von Kleiderspenden. Zudem übersetzte ihr Mann im Austausch mit den Eltern und half bei be-

11 Syrerinnen und syrische Palästinenser unterscheiden sich maßgeblich hinsichtlich ihrer sozioökonomischen Voraussetzungen im Herkunftsland und in Deutschland, bezüglich möglicher Fluchtwege, sozialer Netzwerke in Syrien und Anknüpfungspunkten in Deutschland sowie hinsichtlich der Möglichkeiten zur Beantragung der deutschen Staatsbürgerschaft. Palästinenserinnen leben in Syrien häufig in großen Geflüchtetenlagern oder separaten Wohngebieten als anerkannte Geflüchtete und besitzen nicht die syrische Staatsbürgerschaft.

hördlichen Schwierigkeiten. Der Verein sensibilisierte sie jedoch dafür, nicht in einen Aktionismus zu verfallen und die eigenen Grenzen zu wahren. Hierfür war sie dankbar. Es bewege schon viel, einfach zuzuhören, unterstreicht Maria.

Nach ihrer Einschätzung zum Thema Augenhöhe in der Patenschaft gefragt, antwortet mir Maria: »Augenhöhe sollte von uns Patinnen ausgehen.« Das Patenkind erretten oder diesem die Welt zeigen zu wollen, stünden Augenhöhe entgegen. Wichtig sei darum, »dass man nicht das Gefühl habe, man habe jetzt einen großartigen Erziehungsauftrag [...], sondern dass man eher die Kinder inspiriert«. Wenn Pat:innen da sind und zuhören, entstehe automatisch Augenhöhe. Ihr sei es leichtgefallen, Augenhöhe herzustellen, da sie den Bedürfnissen der Kinder gefolgt sei: »Ich versuche im Service zu sein. Ich frage immer, was sie machen wollen, worauf sie Lust haben.« Maria gibt jedoch zu bedenken, dass die Kinder erst lernen müssten, mit der Freiheit umzugehen – ein Hinweis, den auch WG neuen Freiwilligen vermittelt. Augenhöhe wird für Maria also durch eine Form der emotionalen Fürsorgearbeit von Seiten der Pat:innen hergestellt, welche die Bedürfnisse der Kinder in den Mittelpunkt rückt und sich durch Beständigkeit, Empathie und Anteilnahme auszeichnet. Pat:innen sollten Impulse geben, sich darauffolgend jedoch am Handeln und der Persönlichkeit des Patenkindes orientieren. Hierzu gehöre, dass die Ehrenamtlichen die eigenen Maßstäbe und Bedürfnisse zurückstellen. Ein Patenkind sei immer eine »Überraschkiste«. Maria resümiert ihren Selbstanspruch und ihre Erwartungshaltungen an die Patenschaft folgendermaßen:

Erst mal als Fazit ist es 'ne ganz tolle Sache. Es ist eine wunder-, wunderschöne Sache, die sehr erfüllend ist, die viel Spaß macht. [...] Am Ende ist es wichtig, dass die Kinder lächeln. [...] Einer der größten Kompromisse ist, dass man seine eigenen Glaubenssätze und Bedürfnisse zur Seite stellt, um weiterhin im Service sein zu können.

Dieses Interview stellt den Auftakt eines sich in den kommenden Monaten und Jahren intensivierenden Austauschs dar. Gemeinsame Interessen und eine grundsätzliche Sympathie bilden die Basis unserer sich entwickelnden Freundschaft. Unsere Gesprächsthemen gehen mit jedem Treffen weiter über unsere geteilte Erfahrung als Patinnen hinaus, streifen diese jedoch stets. Mit der Zeit wächst das gegenseitige Vertrauen. Maria tut es gut, mit jemandem über ihre Patenschaftserfahrung sprechen zu können, der sie versteht. Mir geht es ähnlich.

6.3.1 Zuschreibungen und Erwartungshaltungen werden nachjustiert

Im Verlauf der Patenschaft werden Marias anfängliche – häufig idealisierte – Zuschreibungen an ihr Patenkind zunehmend komplexer, Erwartungshaltungen angepasst und Ansprüche neu ausgerichtet. Mit diesen Prozessen gehen Anstrengungen, Momente der Enttäuschung und Desillusionierung einher. Wir tauschen uns hierüber aus und ich erkenne mich in ihren Schilderungen wieder. Knapp drei Monate nach unserem Interview berichtet mir Maria in einem informellen Gespräch, dass sie von der Patenschaft eine Pause gebraucht und dafür den Monat Ramadan genutzt habe. In unseren kommenden Treffen äußert sie wiederholt eine Irritation über das Verhalten ihres Patenkindes und dessen Schwester. Sie erklärt, dass sie nun nicht mehr das gleiche Potenzial in ihnen se-

he wie noch zu Beginn der Patenschaft. Schrieb Maria den Mädchen anfänglich noch einen hohen Grad an Resilienz zu und verspürte im Angesicht dessen, was sie schon alles durchmachen mussten, ein Gefühl von Scham, so werden mit der Zeit Irritationen über politische Äußerungen, Umgangsformen und eine fehlende Tagesstruktur präsenter. Besonders ein »Ghettoslang« sowie Kommentare, die einen palästinensischen Nationalpatriotismus vermuten lassen, hallen bei der Patin nach. Ihr früheres Engagement in der Geflüchtetenunterkunft, in der sie das Bastelangebot stellte, erinnerte Maria in unserem ersten Gespräch als sehr kräftezehrend. Kinder liefen dort unbetreut herum, würden versorgt, jedoch nicht umsorgt. Sie beklagte, dass die Eltern in der Unterkunft vielfach überhaupt keinen entsprechenden Erziehungsanspruch hätten. Ihr fielen eine mangelnde Schlafhygiene, ein fehlender Tagesrhythmus und Routinen ebenso wie eine niedrige Aggressionsschwelle und Aufmerksamkeitsspanne der Kinder negativ auf. Die Familie ihres Patenkindes beschrieb sie zum damaligen Zeitpunkt hingegen als sehr »invested«. Diese Kontrastierung, die mit eindeutigen normativen Vorstellungen und moralisierenden Zuschreibungen einhergeht, verliert im Verlauf der Patenschaftsentwicklung Kontur. Maria berichtet mir immer wieder von Beobachtungen in der Patenfamilie, die ihrer vormaligen Beschreibung der Zustände in der Geflüchtetenunterkunft ähneln. Sie nimmt in der Familie ihres Patenmädchens zunehmend defizitäre Voraussetzungen und Praktiken wahr.

Maria betont nach wie vor, dass die Patenschaften nur funktionieren, weil die Pat:innen einen Schritt zur Seite treten. Neben der Fokussierung auf die Bedürfnisse des Patenkindes betrifft dies den Umgang mit Irritationen. Durch Zurückhaltung würden wir vermeiden, dass die Fronten in konfliktiven Momenten aufeinanderprallen. Eine solche Selbstregulation ist, wie ich zum Zeitpunkt dieser Aussage bereits in meiner eigenen Patenschaft erfahren habe, anstrengend. Obwohl sich Maria von Anbeginn für ein Zurücknehmen der eigenen Glaubenssätze ausgesprochen hat, scheint sich im Verlauf der Patenschaft ihre Bereitschaft hierfür abzuschwächen und sie an ihre Grenzen zu stoßen. Sie berichtet mir davon, oftmals erschöpft von den Patenschaftstreffen nach Hause zu kommen und sich durchaus einen entspannteren Zeitvertreib vorstellen zu können. Um dem zu begegnen, entwickelt die Patin Strategien: Vereinzelt trifft sie sich etwa mit den Schwestern ihres Patenkindes und deren Patinnen gemeinsam. Das sei weniger anstrengend, da man sich die »Moderation« und auch die Verantwortung für die Kinder aufteilen könne.¹² Die Mädchen bekämen dabei eine richtige »Aufmerksamkeitsdusche« von den Patinnen.

Für die gemeinsamen Treffen bereitete Maria besonders in der Anfangsphase ihrer Patenschaft häufig umfangreiche Materialien vor, mit denen sie das Patenmädchen zum *lebendigen Lernen* zu aktivieren versuchte. Später gehen sie auch gemeinsam in Cafés. Weiterhin sind Kino- und Museumsbesuche sowie Ausflüge in einen Trampolinpark Teil

12 Die Wahrnehmung, dass gemeinsame Treffen mehrerer Patentandems weniger anstrengend für die Pat:innen sind, teilten auch andere Freiwillige. So fragte mich eine Patin in einer Phase, in der ihre Patenschaft zu kriseln begann, mehrfach, ob wir ein Vierertreffen wiederholen könnten. Auch für mich waren solch gemeinsame Treffen mit anderen Patentandems angenehm und weniger herausfordernd.

des abwechslungsreichen Programms, welches sie sich für die gemeinsame Zeit überlegt. Zu einem späteren Zeitpunkt erfahre ich jedoch von Maria, dass sie ihren anfänglichen Anspruch mit der Zeit heruntergeschraubt hat. Sie spürt, dass es sie zu viel Energie kostet. Zudem zeitigen die gemeinsamen Aktivitäten, besonders jene wie der Museumsbesuch, die eher dem Bereich der kulturellen Bildung zuzuschreiben sind, bei dem Patenmädchen nicht die erhoffte Reaktion. Maria nimmt ihr Patenkind nunmehr als anspruchslos(er) wahr und erklärt mir, dass es gar keiner besonderen Aktivitäten bedürfe. Sie verweist auf die Aussage der Koordinatorin, dass die Beziehung selbst für die Kinder bereits wertvoll sei. Einfach da zu sein, würde genügen.

Maria beklagt ebenfalls ein gesellschaftliches Tabu, die Missstände, die mit Migration und Integration zusammenhängen, benennen zu dürfen. Sie führt dieses Tabu auf ein Ideal politischer Korrektheit zurück. Erscheint ihr dieses überzogen? Eine Messerstecherei an der Schule unserer Patenkinde und Erfahrungen der Abwertung deutscher Frauen durch arabische Männer wiegen für die Patin in diesem Zusammenhang schwer und stehen symptomatisch für Integrationsschwierigkeiten. Obwohl ich mich in einigen der Gedanken meiner Gesprächspartnerin wiederfinden kann, fühle ich mich in diesem Gespräch unwohl. Ich bemühe mich, Aussagen zu relativieren und zu kontextualisieren, indem ich auf eine fehlende gesellschaftliche Anerkennung, strukturelle Diskriminierung und systematische Benachteiligung im Bildungssystem hinweise. All dem stimmt Maria zu. Sie ist mit diesen Argumenten vertraut. Nichtsdestotrotz schlussfolgert sie, dass wir als Pat:innen, die wir die Dinge aus erster Reihe sehen, eher in der Lage seien, eine Stimme zum Thema Integration abzugeben, als jene mit einem überidealisierten Bild der Thematik. Ich bleibe unschlüssig, wie ich mich positionieren soll.

Neben einer zunehmenden Wahrnehmung defizitärer Voraussetzungen in der Patenfamilie, einem hohen Energieaufwand für die gemeinsamen Verabredungen sowie der Anstrengung, sich bei konfliktiven Spannungen zurückzuhalten, tritt eine weitere Herausforderung in Marias Patenschaft zu Tage: Sie nimmt wahr, dass das Mädchen zu den Treffen häufig lustlos erscheint. Maria befürchtet zunehmend, dass diese dem Mädchen nicht wichtig (genug) sind. Vielleicht, so überlegt sie einmal bei einem unserer Gespräche, keime der Samen, den wir säen, auch erst später. Sie teilt mit mir ihre Vorstellung, irgendwann einmal zu der Hochzeit der Mädchen eingeladen zu werden und ›Danke‹ gesagt zu bekommen. Sie relativiert diesen Wunsch sofort und fügt hinzu, es müsse ja kein ›Danke‹ sein. Deutlich wird jedoch, dass sie eine emotionale Resonanz – zu der sie auch Dankbarkeit zählt – von ihrem Patenkind vermisst. Oftmals fehlt ihr das Lächeln des Mädchens, das ihr signalisiert, dass sie auf dem richtigen Weg ist. Waren ihre Ansprüche zu groß und ihre Vorstellungen unrealistisch? Maria unternimmt den Versuch, ihre diesbezügliche Erwartung zu regulieren, indem sie deren Erfüllung auf einen unbestimmten Moment in der Zukunft verschiebt.

Maria zieht sich schrittweise aus der Beziehung zurück, sowohl emotional als auch bezogen auf die Investition ihrer zeitlichen Ressourcen. Von Bedeutung sind in diesem Abkopplungsprozess auch zunehmende Herausforderungen im Berufs- und Privatleben, von denen sie mir berichtet. Maria geht die Luft aus. In diesem Zuge verändern sich ihre Motive, an der Patenschaft festzuhalten und ich kann beobachten, dass ihre anfängliche Idee des kulturellen Austauschs und beidseitigen Lernens über die Monate sichtlich an Relevanz verliert. Ihr Glaube an das Potenzial ihres Patenkindes schwindet und pre-

käre Umstände rücken in den Vordergrund ihrer Wahrnehmung. Dabei stellt Maria bei einem unserer Treffen fest, dass gerade aufgrund dieser prekären Umgebung die Patenschaften wichtig seien. Sie wertet es als positiv, dass die Eltern von Malisa versuchten, ihren Kindern eine zusätzliche Betreuung und Input zu ermöglichen. Diese Reflexionen übersetzen sich in ein Motiv des Durchhaltens: Maria ist es wichtig, die Patenschaft zumindest ein Jahr durchzuziehen.

Nach etwa einem Jahr beginnt sich Maria mit dem Gedanken zu tragen, die Patenschaft zu beenden. Zu diesem Zeitpunkt ist sie beruflich und privat in verschiedene Bereiche und Aufgaben stark eingespannt und empfindet die Patenschaftstreffen zunehmend als Belastung. Meinen Vorschlag, die Beziehung zu pausieren, hält sie nicht für sinnvoll, da sie dem Mädchen nicht die Möglichkeit nehmen will, eine neue Patin zu bekommen. Zu Beginn der Pandemie bricht der Kontakt zunächst beinahe völlig ab. Ihr Rückzug aus der Patenschaft geht auch mit einem verringerten Kontakt zum Verein einher: Mirjam versucht geraume Zeit, mit ihr und dem Mädchen einen Termin für das Halbjahresgespräch zu verabreden und merkt mir gegenüber an, dass sie Maria lange nicht erreichen konnte.¹³ Als der Termin schließlich steht, verschläft das Patenkind diesen, was Marias Motivation, an der Beziehung festzuhalten, nicht zuträglich ist. Obwohl Maria wiederholt betont, wie wichtig für sie der Austausch über diese Herausforderungen ist, verneint sie meine Rückfrage, ob sie diese auch mit Mirjam besprechen würde. Ich habe den Eindruck, dass ihre Ausführungen und Reflexionen sowie die Überlegung, das Verhältnis zu beenden, von einem Schamgefühl und schlechten Gewissen begleitet werden. Und ich vermute, dass Maria mir gegenüber diese Gedanken auf eine vergleichsweise ungefilterte Weise äußert, weil wir mittlerweile befreundet sind.

6.3.2 Zwischen eigenen Bedürfnissen und Anpassung

Maria berichtet mir, dass ihr ein Stein vom Herzen gefallen sei, als sie schließlich das letzte Treffen mit ihrem Patenkind hinter sich brachte. Als wir uns kurz vor diesem auf einen Spaziergang treffen, wirkt sie sichtlich angespannt und abwesend und hat Schwierigkeiten, sich auf unsere Gesprächsinhalte zu konzentrieren. Das Mädchen würde erst zu diesem Treffen erfahren, dass es das letzte war. Malisa erklärt ihrer Patin jedoch zugleich, so erfahre ich von Maria ebenfalls später, nun auch keine Nachhilfelehrerin mehr zu brauchen, da sie gut in der Schule sei. Nach den nunmehr über drei Jahren Patenschaft verwendet das Mädchen für ihre Patin noch immer den Begriff der *Nachhilfelehrerin* und unterstreicht damit ihre Funktion schulischer Unterstützung. Maria hebt mir gegenüber im Nachgang hervor, wie schön sie es fand, dass sie dieses letzte Treffen zu zweit verbrachten und noch einmal Gelegenheit hatten, miteinander in Kontakt zu treten. Sie betont, dass sie das Mädchen sehr gern habe, trotz aller Herausforderungen und Schwierigkeiten, die sie in ihrer Patenschaft erfuhr. Sie wünscht Malisa eine neue, vielleicht etwas jüngere Patin, die weniger die Rolle einer *Patentante* übernimmt und mehr Zeit für sie aufbringen kann. Malisa und ihre Familie bemühen sich in der kommenden

13 Dieses Gespräch fand erst nach etwa 1,5 Jahren statt. Das war neben den zeitlich begrenzten Ressourcen der Koordinatorin vor allem auch auf die pandemiebedingten Kontaktbeschränkungen zurückzuführen.

Zeit jedoch nicht erneut um eine Patenschaft. Trotz der vielfältigen und oftmals außerschulischen Aktivitäten, die sie über die Jahre hinweg mit Maria unternahm, scheint Malisas Argument, keine Nachhilfelehrerin mehr zu brauchen, gegen eine neue Patenschaft zu sprechen.

Marias syrischer Mann ist ebenfalls erleichtert, dass dieses Engagement nun beendet wurde. Er konnte nie nachvollziehen, dass seine Frau – selbst zu Zeiten, in denen sie mit eigenen Herausforderungen zu kämpfen hatte – so viel Energie für ein *fremdes* Kind aufbrachte. Maria unterstreicht, dass für ihren Mann besonders schwer wog, dass von der Patenfamilie nie etwas zurückgekommen sei. Als für sie bedeutsam hebt Maria die Reaktion der beiden Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin hervor, die auf ihre Entscheidung, die Patenschaft zu beenden, sehr verständnisvoll und wertschätzend reagierten – ohne jeglichen Vorwurf.

Einige Monate später übernimmt Maria im Umfeld ihrer neuen beruflichen Tätigkeit ein neues Engagement. In diesem kann sie sich auch während ihrer Arbeitszeit betätigen, was ihr im Vergleich zu der Patenschaft zeitlich ein größeres Maß an Flexibilität einräumt. Zudem übernimmt sie hier koordinatorische Verantwortung. Beides ist ihr wichtig.

In einer Phase biografischer Umorientierung suchte Maria nach einer sinnvollen und politisch bedeutsamen Aufgabe, die für sie selbst zugleich erfüllend sein und Spaß machen sollte. Sie steht damit ebenfalls für jene Form freiwilligen Engagements, deren Motivation zwischen Gemeinwohl und Selbstbezug angesiedelt ist. Der Kontakt mit Kindern, der eine enge zwischenmenschliche Bindung verhielt, war für sie dabei von zentraler Bedeutung. Diese Bindung spannte Maria asymmetrisch auf: Ihr Anspruch, im Service zu sein, beinhaltete, ihre eigenen Bedürfnisse und Glaubenssätze zurückzustellen und sich den Wünschen und Eigenschaften der Kinder anzupassen. Deren Lächeln würde ihr schließlich signalisieren, ob sie dieses Ziel erreichte. Hierin war bereits ihre Erwartung angelegt, eine (distinkte) emotionale Resonanz in der Patenschaft zu erhalten. An Marias komplexer Motivationslage zeichnete sich somit von Beginn der Patenschaftsbeziehung eine Spannung ab zwischen eigenen Erwartungen und Bedürfnissen – dem Wunsch nach einer beinahe verwandtschaftlichen Nahbeziehung, welche *beiden* Parteien Spaß macht, einer grenzenlosen Freundschaft – und dem Anspruch, sich als Patin dem Patenkind und dessen Eigenheiten und Bedürfnissen unterzuordnen.

Die Beziehung zu dem Patenkind erwies sich für Maria während der verstreichen- den Monate als zunehmend herausfordernd: Die Einseitigkeit der Kontaktaufnahme, die Wahrnehmung einer geringen emotionalen Resonanz, begrenzte zeitliche Ressourcen sowie ein hoher eigener Anspruch an die Entwicklung der Patenschaftsbeziehung bargen für Maria Anstrengungen. Ich beobachtete, dass es sie belastete, dass sich ihre anfängliche Überzeugung, Malisa würde mit der Zeit die Zweierbeziehung in der Patenschaft schätzen lernen und einfordern, nicht zu bewahrheiten schien. Das Mädchen trat ihrer Patin gegenüber bis zuletzt zurückhaltend und schüchtern auf. Maria äußerte zudem, dass sie es als anstrengend empfand, dass sie sich immer erst gegen späten Nachmittag verabreden konnten, da das Mädchen meist erst sehr spät aufstand. Das

schränkte die Wochenendplanung der Patin zusätzlich ein. Hinzu kamen die zahlreichen Erfahrungen, kurzfristig versetzt zu werden, sowie Herausforderungen im privaten und beruflichen Umfeld. Ihr Vorsatz, im Service zu sein und ihr Anspruch, dass die Kinder am Ende lächelten, wurden für Maria auf Dauer zur unerfüllten Zielsetzung und damit zur Enttäuschung.

Ich kann nicht beurteilen, ob die negativen Zuschreibungen hinsichtlich eines defizitären Umfelds des Mädchens bereits zu Beginn der Patenschaft vorhanden, jedoch überlagert von der Neugier auf die Begegnung, von den positiven Erwartungen und der Annahme unverschuldeter Bedürftigkeit, waren. Möglicherweise wurden diesbezügliche Aussagen in dem ersten Interviewgespräch auch gefiltert durch unsere damals oberflächliche Bekanntschaft und das Wissen, dass ich das Interview aufzeichnete. Das unterstreicht die Kontextgebundenheit von Gesprächssituationen und die Bedeutung des Verhältnisses zwischen den sich begegnenden Akteuren im Interview. Ich vermute dennoch, dass sich Marias Fokus auf das Positive und das Potenzial ihres Patenmädchens verringerte, als sie begann wahrzunehmen, dass sich ihre eigenen Erwartungen und Bedürfnisse an die Patenschaftsbeziehung nicht erfüllten.

Laut dem Sozial-, Bildungs- und Gesundheitswissenschaftler Klaus Hurrelmann, der im Fachbrief *Telemachos* 2019 ein Interview gab, sind negative Zuschreibungen an das Kind jedoch keine gute Voraussetzung für Patenschaften:

Es leuchtet ein, dass Mentoren und Mentorinnen nur dann eine gute Ratgeber- und Anregungsfunktion haben können, wenn sie an ihrem Gegenüber etwas Positives erkennen, das gefördert und gestärkt werden kann. [...] Klischees über junge Leute sind dagegen negativ eingefärbt und lauten meistens: ›Sie‹ sind unhöflich, haben keine Umgangsformen und halten sich immer weniger an soziale Regeln. [...] Aber als Mentor will ich diese problematischen Aspekte eben ausgleichen, indem ich mich an den nichtproblematischen Aspekten der Persönlichkeit und des Verhaltens meines Mentees ausrichte. Wenn ich das nicht schaffe und stattdessen negative Klischees im Vordergrund stehen, dann kann ich meine Tätigkeit als Mentor eigentlich einstellen. (Hurrelmann 2019, S. 3)

Die Notwendigkeit, das Potenzial und die Stärken des Patenkindes zu fokussieren, wird jedoch nicht nur in konkreten Begegnungen, wie der hier beschriebenen, herausgefordert. Vielmehr steht sie in einem generellen Spannungsverhältnis zu der weit verbreiteten Motivation für zivilgesellschaftliche Geflüchtetenarbeit, mit dem unentgeltlichen Engagement eine als besonders bedürftig und vulnerabel gekennzeichnete Zielgruppe zu unterstützen. Denn vielfach wird dabei dem Patenkind und dessen Familie in einem romantisierenden *othering*-Prozess zu Beginn des Engagements *deservingness* (Holmes/Castañeda 2016) zugeschrieben, die auf die Fluchterfahrung zurückgeführt wird, welche als entscheidender Differenzmarker in der Patenschaftsvermittlung figuriert. Daran gekoppelt sind Vorstellungen von Unschuld und Unverschulden gegenüber den Erlebnissen, welche die Bedürftigkeit produziert haben. Mit einem mitleidvollen Augenmerk auf die prekären Umstände des Gegenübers in Hilfebeziehungen geht jedoch vielfach die Zuschreibung eines Defizits einher, welches man kompensieren möchte. Im Verlauf des gegenseitigen Kennenlernens treten dann neben die Fluchterfahrung weitere Persön-

lichkeitsmerkmale und Attribute, welche die anfängliche Vorstellung des Gegenübers als unschuldig und *deserving* möglicherweise in Zweifel ziehen. Das Patenkind und dessen Familie erscheinen dann eventuell auf eine andere Weise *anders* als noch zu Beginn der Patenschaft und positive Zuschreibungen drohen, in den Hintergrund zu treten.

Ich bin der Ansicht, dass eine emotionale Reziprozität oder Resonanz von Seiten der Patenkinder und ihrer Familien besonders in Momenten, in denen anfängliche Idealisierungen, hohe eigene Erwartungen und Ansprüche überprüft und gegebenenfalls berufliche oder private Herausforderungen neu verhandelt werden müssen, von entscheidender Bedeutung für eine weitere positive Beziehungsentwicklung sind. Die Wahrnehmung, nicht die erhoffte Resonanz von dem Gegenüber zu erhalten, birgt in herausfordernden Phasen der Patenschaft hingegen die Gefahr, eine Fokussierung auf defizitäre Voraussetzungen und die Zuschreibung negativer Attribute zu katalysieren. Ich gehe daher von einer Korrelation zwischen enttäuschten Erwartungen, unerfüllten Bedürfnissen und einer Überforderung der Freiwilligen in den Beziehungen und der Gefahr der Reproduktion von Stereotypen aus, denen man mit dem Engagement eigentlich entgegenwirken wollte.

WG bemühte sich, neue Pat:innen mit dem Verweis auf eine kollektivistische Prägung dafür zu sensibilisieren, dass bei ihren Patenkindern möglicherweise andere Verhaltensregister vorherrschten, als bei den Freiwilligen (s. 4.2.2). Dabei sei noch einmal an die entsprechende Passage aus dem Handbuch verwiesen:

Von Kindern wird erwartet, eher zurückhaltend und schweigsam zu sein, wenn Erwachsene mit ihnen reden. Diese Achtung erleben erfahrungsgemäß auch Pat:innen. Dies [sic!] Verhalten kann auf Pat:innen befremdlich wirken und von ihnen fehlinterpretiert werden.

Das Verhaltensideal der Zurückhaltung lässt sich auch auf emotionale AusdrucksCodes von Zuneigung und zwischenmenschlicher Bindung beziehen. Dass die Wahrnehmung von Einseitigkeit für viele Pat:innen einen Reibungspunkt in ihrer Beziehung darstellte, lässt vermuten, dass es der Mehrzahl von ihnen *trotz* den Bemühungen des Vereins, sie für soziokulturelle Differenzen zu sensibilisieren, schwer fiel, sich von ihren diesbezüglichen Vorstellungen und Erwartungshaltungen zu lösen. Unterschiede in Verhaltensregistern und emotionalen AusdrucksCodes produzierten dann vielfach affektive Dissonanzen, welche die Beteiligten bewältigen mussten. Auch die Wahrnehmung defizitärer Erziehungsmuster und Sozialisationsbedingungen in den Patenfamilien hing eng mit soziokulturell spezifischen Idealvorstellungen von Elternschaft und Familienstrukturen zusammen, die von den Freiwilligen nicht ohne weiteres verhandelt werden konnten. Ich bemühte mich darum, derlei Dynamiken aktiv in der Reflexionsgruppe anzusprechen. Besonders hilfreich war dabei, von eigenen herausfordernden Erlebnissen und meinen Reaktionen hierauf zu berichten, an die sich ein ums andere Mal von Erleichterung geprägte Narrative der anderen Anwesenden anschlossen.

Meine Beobachtung, dass der Abnabelungsprozess für Maria mit einem schlechten Gewissen und Scham einherging, deckt sich mit einer Äußerung der Koordinatorin, in der sie anlässlich der Beendigung einer anderen Patenschaft anmerkte, dass Pat:innen sich häufig schämten, die Beziehung zu beenden, da sie wüssten, dass diese wichtig und

sinnvoll sei. Häufig konnte sie die Freiwilligen dann nicht mehr erreichen und das Ende der Patenschaft gestalten, obwohl die Wichtigkeit eines positiven Abschlusses von Anfang an betont wurde. Die Bedeutung und Sinnhaftigkeit, die Pat:innen der Patenschaft zuschreiben, speist sich meiner Beobachtung nach neben der zwischenmenschlichen Bindung und Verantwortung aus drei miteinander verschränkten, moralisch aufgeladenen Komponenten: (1) den eigenen (politischen) Überzeugungen (welche die Reflexion von Privilegien ebenso wie rassistische Tendenzen in der Gesellschaft einschließen), (2) der Betonung der Wirksamkeit von Patenschaften von Seiten des Vereins sowie (3) den gesellschaftlichen Diskursen sowohl über die Rolle zivilgesellschaftlichen Engagements als auch über die Bedürftigkeit und Prekarität der Zielgruppen. Entsprechend komplex ist der Anspruch an das eigene Engagement und nachhaltig das Bestreben, hieran festzuhalten. Hierauf führe ich auch die Scheu vieler Pat:innen zurück, ihre Irritationen und Enttäuschungen bezüglich der Beziehungsentwicklung, den beobachteten Verhaltensweisen oder dem (familiären) Umfeld offen zu artikulieren. Ich halte jedoch gerade darum die Kommunikation und Reflexion derartiger Erfahrungen in einem geschützten Rahmen für essenziell.

Und das Patenkind? Auch Malisa erfuhr in der Beziehung herausfordernde beziehungsweise enttäuschende Momente: Mehrfach musste sie ohne ihre Patin an Veranstaltungen des Vereins teilnehmen, zu denen sie sich gemeinsam anmeldeten. Maria konnte die Termine jedoch nicht immer wahrnehmen.¹⁴ Obwohl sich Malisa nie selbst mir gegenüber dazu äußerte, erfuhr ich von ihren Schwestern, dass sie sich ohne ihre Patin unwohl gefühlt und häufig keine Lust gehabt habe, allein zu kommen, wenn sonst alle anderen Anwesenden als Tandem erschienen. Zu einer Veranstaltung des Partizipationsprojektes etwa, an dem ich mit Lara teilnahm, suchte Malisa bei mir Unterstützung für die zu erledigenden Aufgaben, die sie allein nicht bewältigen konnte. Sie erschien mir orientierungslos. Einige Wochen nach der Beendigung ihrer Patenschaft fragte ich das Mädchen, wie sie sich damit fühlte. Wenn ich derlei Fragen an Patenkinder stellte, war die Antwort des Patenkindes meist verhalten. So auch dieses Mal. Als ich mich erkundigte, ob es sich komisch angefühlt habe, bestätigte das Mädchen das sogleich. Meine Frage, ob sie sich eine neue Patin wünsche, verneinte sie jedoch. Sie sei jetzt richtig gut in der Schule und brauche keine Nachhilfelehrerin mehr, erklärte sie mir. Diese Aussage entspricht dem, was mir Maria von ihrem Abschiedstreffen berichtete. Ich hatte dennoch bei Malisa nach, dass sie ja aber mit ihrer Patin so viele andere Dinge gemacht habe, die über schulische Unterstützung hinaus gingen. Das quittierte das Mädchen mit einem lächelnden Schulterzucken – ebenfalls eine mir bekannte Reaktion von Patenkindern. Die vielen Facetten, die eine Patenschaft über die schulische Unterstützung hinaus anneh-

14 Auch bei Pat:innen beobachtete ich während meiner Forschung wiederholt Momente der Unzuverlässigkeit. Berufliche und private Verpflichtungen führten trotz aller Bemühungen auch bei ihnen dazu, dass sie kurzfristig ihre Teilnahme an Veranstaltungen absagen mussten (s. 5.5).

men kann, brachten die meisten Patenkinder, mit denen ich mich unterhielt, nicht dazu, den Begriff der (*Nachhilfe-*)*Lehrer:in* in Frage zu stellen.¹⁵

6.3.3 Ein Blick zurück: »Meine Zuneigung war auf jeden Fall echt«

Im September 2024 führe ich mit Maria ein weiteres Gespräch über ihre Patenschaft¹⁶. Maria hat zu unserem Treffen ihr Fallbeispiel gelesen und ich bitte sie, mir hierauf vor Einreichung meiner Dissertation Rückmeldung zu geben. Ich habe mich dazu aus forschungsethischen Überlegungen der Transparenz entschieden. Maria war meine Rolle als Forscherin stets bewusst. Ich hob mein Forschungsinteresse in den vergangenen Jahren unserer Bekanntschaft und der sich zunehmend entwickelnden Freundschaft wiederholt hervor und ließ sie auch an meinen Interpretationen und Analysen teilhaben. Aber ich vermutete – zurecht, wie sich in unserem Gespräch herausstellen sollte – dass ihr nicht vollständig klar war, dass ich auch in jenen informellen Gesprächen, in denen wir bei einem Kaffee oder einem Glas Wein unseren Empfindungen über unsere Patenschaften Luft machten, die Forscherinnenbrille nicht ablegte. Die ethnologische Methode der teilnehmenden Beobachtung und die Bedeutung informeller Gespräche, die vielfach mit dem Aufbau persönlicher Nahbeziehungen einhergehen, lassen sich Forschungs- und Gesprächspartner:innen gegenüber oft nur schwer in Gänze vermitteln.¹⁷

Ich bin aufgeregt vor unserem Gespräch und befürchte, dass sich Maria von meinen Schilderungen bloßgestellt fühlen könnte. Darauf, was es bedeuten kann, wenn wir als Forschende unsere Ergebnisse mit den Menschen, die uns unsere Forschung ermöglicht haben und die wir in unseren Darstellungen sprechen lassen, teilen – ein Aspekt, der insbesondere in Forschungen im eigenen Umfeld immer relevanter wird –, fühle ich mich nicht vorbereitet. Ich hoffe inständig, dass sich mein Text und unser Austausch dazu nicht negativ auf unsere Freundschaft auswirken. Neben dem epistemischen Mehrwert, den ein gemeinsamer Rückblick in einer dialogischen Forschung bedeutet, ist es mir gerade darum ein Anliegen, ihre Patenschaftsgeschichte, so wie ich sie wahrgenommen, analysiert und dargestellt habe, mit ihr zu besprechen und einen Umgang damit

15 Ich habe bereits auf die eingeschränkten Zugänge verwiesen, die ich zu den Patenkindern erhielt. Obwohl ich Malisa zu unterschiedlichen Anlässen im Verlauf meiner Forschung traf und auf verschiedene Weise mit ihr interagierte, kann ich über diese Beobachtungen und kurzen Gespräche hinaus keine Aussagen zu ihrer Perspektive auf die Patenschaftserfahrung machen. Meine Ausführungen zu diesem Fallbeispiel beziehen sich somit hauptsächlich auf den Austausch mit Maria im Verlauf unserer sich entwickelnden Freundschaft.

16 Die nachfolgenden Zitate entstammen diesem Gespräch.

17 Aus diesem Grund führte ich ein ähnliches Gespräch auch mit den beiden Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin (s. Epilog) sowie mit einer Teilnehmenden der Fokusgruppe (s. 6.6.3). Obwohl Letztere als Studentin der Sozial- und Kulturanthropologie ein umfangreicheres Verständnis der Erhebungsmethoden unseres Faches mitbrachte, griff ich in der Darstellung ihres Fallbeispiels neben den Fokusgruppentreffen auch auf von ihr verfasste Vignetten zurück. Die Darstellungen der anderen Patenschaftsgeschichten basieren neben vereinzelten informellen Gesprächen und teilnehmenden Beobachtungen größtenteils auf mehrstündigen, aufgezeichneten Interviews. Ich nahm wahr, dass sich deren Tragweite meinen Gesprächspartnern, insbesondere auch durch die Aufzeichnung, eindeutiger erschloss.

auszuloten, mit dem auch sie sich wohl fühlt. Sie ist mit dem Text größtenteils einverstanden. Trotzdem entferne ich drei kurze Passagen und wir einigen uns darauf, dass ich auf Grundlage unseres Gesprächs einen Rückblick zu ihrer Patenschaftsgeschichte schreibe. Ich binde darin bewusst lange Erzählpassagen meiner Gesprächspartnerin ein und sehe davon ab, das Gesagte zu analysieren und zu interpretieren. Maria soll das letzte Wort zu ihrer Patenschaft behalten.

Maria ist es wichtig hervorzuheben, dass ihre Erfahrungen weniger negativ waren, als das Fallbeispiel mitunter suggeriert. Aus heutiger Perspektive habe sie in unseren damaligen informellen Gesprächen häufig »Dampf abgelassen« und darum sei unser Austausch auch stellenweise problemfokussiert gewesen. Sie unterstreicht diesbezüglich, dass sie ihre Patenschaft nicht als »kontinuierlich abfallende Tragödie« begreift, sondern viele positive Momente erinnert. Ihren damaligen Rückzug aus der Beziehung führt sie in der Retrospektive vor allem auf die Herausforderungen zurück, die sie in ihrem Berufs- und Privatleben, aber auch im Kontext der COVID-19-Pandemie erlebte:

Ich wurde ja im Lockdown neu angeboardet. Das heißt also, ich habe ja letztendlich auch eine neue Arbeit angefangen, musste mich virtuell da erst mal durchkämpfen und hatte ja ganz neue Herausforderungen. Also ich weiß noch, ich habe ja um neun Uhr im Bett gelegen, und hab gepennt. Ja, das kam noch dazu. Also das will ich mal nicht unterschätzen.

Irgendwann sei sie zu dem Schluss gekommen, die Patenschaft nicht mehr leisten zu können:

[D]ieser Rückzug [aus der Beziehung], der hat, glaube ich, [...] zur Hälfte auch was mit mir persönlich zu tun gehabt, dass ich einfach keine Kapazitäten hatte und dadurch, ich meine, das kennt glaube ich jeder: [...] [W]enn die Flasche leer ist, dann ist es noch schwieriger, cool zu sein. Obwohl ich ja auch sagen muss, ich war ja den Kindern gegenüber immer cool, also sie haben ja nichts mitbekommen!

Erschwerend hinzu gekommen sei, dass Maria Malisa als sehr introvertiert erlebte und das Kind bis zum Schluss seiner Patin gegenüber äußerst zurückhaltend war. Maria war sich darum nie ganz sicher, ob Malisa auf ihre Vorschläge tatsächlich Lust hatte oder ihnen nur höflichkeitshalber zustimmte:

Also, wir hatten ja nie so eine Ebene, wo sie so 100-prozentig cool mit mir war, weißt du, weil sie einfach so Angst hatte, mit mir alleine zu sein. Und ich meine, klar, sie ist halt... damals war sie ein achtjähriges Mädchen. Das darf man halt auch nicht vergessen. Die müssen dann mit irgendjemandem so mitgehen.
[M]anchmal, glaube ich, habe ich ja auch mein Pulver irgendwann verschossen, weil man denkt, wann zwingt ich gerade so einen kleinen Menschen zu irgendwas?

Maria bestätigt meine Vermutung, dass in Momenten der eigenen Überforderung der Blick für das Negative zunimmt: »[D]ann geht man ja auch manchmal so ein bisschen auf Fehlersuche.« Sie reflektiert jedoch, nicht über die Erziehungspraktiken der Eltern

richten zu wollen und unterstreicht, eine ganz liebevolle Erinnerung an das Mädchen zu haben. Rückblickend hätte sie sich jedoch mehr entspannte Zeit mit ihr gewünscht.

Hinsichtlich des Nutzens der nunmehr bei WG etablierten Reflexionsgruppe und der Herausforderung, die Freiwilligen zu einer regelmäßigen Teilnahme hieran zu bewegen, schlussfolgert sie Folgendes:

[W]enn man einmal dabei war [bei einem solchen Austauschformat], dann weiß man ja, wie gut es dann auch tut, es einfach mal zu reflektieren oder auch einfach, dass jemand sagt: »Du, ich habe auch so ein Kind, ich mach das so und so.« Oder den Druck so rausnehmen. Ich glaube, so dieser Austausch mit anderen, so dieses, du bist nicht alleine, und auch so vielleicht, dass da auch jemand sagt: »Du, ganz ehrlich, in dieser Art von Unterstützung erwartet man das nicht. Da musst du dir dann dein Ding irgendwie woanders herholen.« [...] [Obwohl] ich glaube, wir beide auch so, wir hatten ja gar nicht so hohe Ansprüche, fand ich.

Maria unterstreicht, wie wichtig für sie unsere damaligen Gespräche waren, gibt jedoch zu, angenommen zu haben, dass diese *off-the-record* liefen. Heute über damalige Gedanken und Erfahrungen zu lesen, sei zunächst schockierend und hart gewesen. Schmunzelnd verwendet sie für die ethnologische Methode der dichten und immersiven Teilnahme und Beobachtung einen erhellenden Vergleich:

Das, was du gemacht hast, ist ein Foto, wo ich in Aktion bin. Und man macht ja selbst ein Selfie von sich und justiert das ein bisschen ein, weißt du? Und ich glaube so dieses, »Oh mein Bauch hängt raus, mein Arsch!« [...] Du machst ein Foto von dem Menschen, wie er in Aktion ist, so ungeschönt es manchmal ist. [...] Das ist so ein bisschen Stasi – weißt du, dass man seine Stasiakte so liest.

Obwohl sie hier die besondere Perspektive und die wertvollen Zugänge ethnologischer Forschung positiv hervorhebt, verweist Marias humorvolle Verwendung des Begriffes der *Stasi*¹⁸ in diesem Ausschnitt auf die Notwendigkeit einer kontinuierlichen und sensiblen forschungsethischen Reflexion hinsichtlich der Etablierung vertrauensvoller Beziehungen und Transparenz. Seit der *Writing Culture*-Debatte hinlänglich diskutierte Fragen der Repräsentation in unserem Fach lassen sich dabei in einen Imperativ übersetzen, den *gesamten Forschungsprozess* bis hin zur Veröffentlichung der Ergebnisse dialogisch zu gestalten.

Meine anfängliche Anspannung ist nunmehr einer Erleichterung gewichen. Mit dem kleinen Seitenhieb des Stasi-Vergleiches, der auf meine ostdeutsche Herkunft abzielt, kann ich als Revanche für den Überraschungsmoment, den die von mir verfasste Patenschaftsgeschichte bei Maria auslöste, gut leben. Ihre Patenschaftserfahrung resümierend formuliert Maria die folgenden Gedanken:

Wenn man jemandem einen Rat geben könnte, was würdest du einem anderen raten, wenn er sich für diese Patenschaft interessiert? Dann würde ich tatsächlich auch sa-

18 Akronym für das Ministerium für Staatssicherheit der Deutschen Demokratischen Republik. Marias Verweis bezieht sich hier auf den Aspekt verdeckter Ermittlungsmethoden.

gen: »Sieh zu, dass du dich um deine Selbstfürsorge kümmerst, und [...] dafür sorgst, dass du mit dir im Reinen bist oder so.« ... dass man nur aus dem Vollen schöpfen kann. Weil ich glaube, bei mir fing es ja auch an, ein bisschen zu bröckeln, als ich selber nicht mehr so im Einklang mit der Natur war. Und ich glaube, da muss man selber sensibel sein und auch sagen: »Okay, warte mal, es passiert gerade viel in meinem Leben. Ich kann das jetzt gerade nicht leisten.« Und dass man sich dann aber auch nicht schuldig fühlt, wenn man sagt: »Ich muss aussteigen.« [...] [I]ch fand Mirjam hat das immer gut begleitet, das läuft ja schon gut. [...] Warum war es kräftezerrend für mich? Weil ich keine Kraft mehr hatte. [...] [U]nd vielleicht wirklich auch jetzt für mich persönlich rückblickend: Ja, ich glaube, ich hatte schon eine sehr romantische Vorstellung [von der Entwicklung der Patenschaftsbeziehung] anfangs, hast du ja auch geschrieben. Und ich würde nicht sagen, dass es desillusioniert war, aber [...] die Realität sieht dann am Ende doch anders aus, als wie man sich das vorstellt. Und das hat auch vor mir keinen Halt gemacht. Und ich glaube, was da wirklich hilft, ist diese konstante Reflexion. Immer wieder zu reflektieren. Und mir hat das ja auch total gutgetan, dass ich mich auch mal bei dir, dass wir uns gegenseitig eigentlich auch mal auskotzen konnten, ungefiltert, ohne jetzt so das Gefühl zu haben, ich bin jetzt kein guter Mensch oder so. Sondern das hat mir persönlich geholfen, weiterhin 'ne coole Sau zu bleiben. [...] [W]as ich gerne nochmal sicherstellen möchte: Dass das, also diese Freundschaft, die ich mit Malisa habe, ist vielleicht eine kleine zarte Blume gewesen. Aber es war auf jeden Fall, meine Zuneigung war auf jeden Fall echt ihr gegenüber. Und eigentlich war es auch schön, hinter die Kulissen zu schauen. Ne klar, manchmal gibt es halt einen Reality Check, aber es waren auch viele schöne Sachen. Wenn ich so überlegt habe, was die [Malisas Familie] immer da aufgetischt haben.

6.4 Michael: »..., dass es irgendwie so 'was loslöst«

Michael lernte ich zu einem Patenstammtisch kennen. Für unser Interview treffen wir uns für etwa zwei Stunden in einer Café-Bar. Michael und Yusuf kennen sich zu diesem Zeitpunkt seit gut zwei Monaten. Michael ist 22 Jahre alt und beendete kurze Zeit davor sein Psychologie-Studium. Ursprünglich überlegte er, mit seinem Studium in der Kinder- und Jugendpsychiatrie beruflich tätig zu werden, verwarf diesen Plan jedoch zunächst. Sein Patenjunge Yusuf ist sieben Jahre alt und wohnt mit seiner Mutter zusammen. Beide kamen über die Empfehlung von befreundeten Familien zu dem Verein WG.

In unserem Interview erfahre ich, dass sich Michael bereits in seiner Schulzeit ehrenamtlich für Kinder engagierte und nach Abschluss seines Studiums wieder nach einer Tätigkeit suchte, die ihm neben seiner Arbeit mehr Kontakt zu Menschen und speziell zu Kindern erlauben würde. Er berichtet selbstkritisch, während seines Studiums nicht ehrenamtlich tätig gewesen zu sein und merkt an, dass er der Meinung ist, dass fehlende Zeit dafür keine Ausrede sein dürfe: »Wenn man möchte, kann man da immer irgendwie Zeit für machen.« (Interview 05.09.2019)¹⁹ Eine ehrenamtliche Tätigkeit ist für ihn ein Bedürfnis und eine Selbstverständlichkeit zugleich. Er suchte zudem gezielt nach einer Tätigkeit mit Geflüchteten, da er ein schlechtes Gewissen hatte, sich in der

19 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

Zeit der sogenannten ›Flüchtlingswelle‹ 2015 nicht eingebracht zu haben. Dazu stellt er Folgendes fest:

Und ich find's halt super wichtig, weil es ist ja Realität, dass Deutschland viele Flüchtlinge aufgenommen hat – oder Geflüchtete – und ich find' das liegt ja auch so an uns und Deutschland; ein gesellschaftlicher Auftrag so, dass Integration gelingt. [...] Wenn sich jeder irgendwie verdrückt, dann kann man sich später nicht aufregen, dass es irgendwie nicht funktioniert hat. Also ich merk' das jetzt auch in der Patenschaft, es ist voll krass, was für Parallelwelten schon irgendwie bestehen.

Für Michael ist die Begegnung über die Grenzen dieser Parallelwelten hinweg zentral. Neben religiösen und kulturellen Unterschieden sind es besonders die sozioökonomischen Bedingungen seiner Patenfamilie, mit denen er diese Parallelwelten in Zusammenhang bringt: Eine beengte Wohnsituation, in der sich Mutter und Sohn ein Zimmer teilen müssen, bürokratische Schwierigkeiten und sprachliche Hürden bei der Arbeitssuche der Mutter, deren Bildungshintergrund und eine damit verknüpfte Chancenungleichheit. Er artikuliert Mitleid mit seinem Patenjungen: »Boah ja, krass ey, der Arme. Scheiße, er wächst wirklich so in 'ner Umwelt auf, die komplett anders ist zu meiner Kindheit, zu meiner Jugend und meiner Schulzeit.« Michael verweist auch auf eine sozialräumliche Segregation, wenn er feststellt, dass alle Kinder auf dem Spielplatz der Nachbarschaft seines Patenkindes einen ›Migrationshintergrund‹ haben, unter denen er selbst als »blondhaarige, deutsche Kartoffel« heraussticht. In der Reflexion über seine eigenen Privilegien stellt er eine Ungerechtigkeit fest, die ihm unangenehm ist. Er äußert: »Ich möchte [meiner Patenfamilie und deren Bekannten] jetzt ungern erzählen, was ich denn schon alles gemacht habe und welche Möglichkeiten ich hatte – weil es einfach wirklich nicht fair ist.« Dabei fühlt er sich jedoch nicht schuldig, sondern vielmehr nachdenklich und bedrückt. Er unterstreicht, dass die Patenschaft an diesen strukturellen Gegebenheiten und Ungerechtigkeiten natürlich nichts ändern könne. Der positive Effekt der Beziehung liege hingegen darin, »dass man sich nicht fremd ist«. Sich auf eine andere Lebenswelt einzulassen, ein Stück weit Teil dieser zu werden und dabei eigene Vorurteile oder Stereotype weitestgehend außen vorzulassen oder abzubauen, benennt er zugleich als Herausforderungen in Patenschaften. Er betont,

[e]s braucht Bereitschaft für *awkwardness* [...], Bereitschaft für Anderes [...], also auch Bereitschaft für andere Lebenswelten, andere Weltansichten, andere Religionen, andere Kulturen, anderes Essen, anderes Bildungsniveau [...]. »Okay, wir kommen aus unterschiedlichen Kulturen, und das ist auch völlig okay.«

Auch er will dazulernen und neue Erfahrungen machen, indem er sich aus seiner homogenen Blase herausbewegt. Das ermöglicht ihm zugleich, seinem Alltag zu entfliehen:

[S]chön ist – und das wird mir jedes Mal bewusst auf dem Rückweg – dass ich wirklich komplett abgelenkt bin und mal raus bin aus meinem Alltag. Ich denke nicht an die Arbeit, ich denke nicht an andere Dinge, so Wohnungssuche [...] und das sind halt alles so Faktoren, wo ich mir denke »Ne, will ich mich nicht drum kümmern.« Und es ist einfach nur mal Ablenkung.

Zugleich hofft er, sein Gegenüber »ein kleines Stück zu integrieren oder unsere Kultur ein bisschen näher zu bringen«.

6.4.1 Ein positiver Einfluss auf die Erziehung

Seine Rollen in der Patenschaft bezeichnet Michael vornehmlich als Kumpel oder auch als großer Bruder. Er erklärt zudem, dass verschiedene Formen der Wissensweitergabe bedeutsam sind. Er widmet sich mit seinem Patenkind zum Beispiel gemeinsam denselben Hausaufgaben, grenzt sich jedoch explizit von der Rolle eines Nachhilfelehrers ab:

Weil man ist Vorbild, aber man möchte ja auch irgendwie gemeinsam Spaß haben und Vertrauen aufbauen. Aber klar, man ist älter, man ist erfahrener, man ist gebildeter und kann den Patenkindern 'was geben und Wissen vermitteln und deswegen ist man schon in 'ner anderen Rolle. Aber man ist jetzt auch nicht irgendwie Lehrer oder so.

Entgegen vieler anderer Pat:innen, mit denen ich mich austauschte, beruft sich Michael nicht auf ein Ideal der Augenhöhe. Er ist sich der Differenzlinien deutlich bewusst, welche die asymmetrische Ausgangslage der Beziehung begründen. Auch er stellt diesem Gefälle jedoch das beidseitige Interesse und gemeinsame Vergnügen gegenüber. Zudem sei für die sich etablierende Beziehung Vertrauen zentral. Am Vertrauensaufbau bemisst der Pate die Entwicklung der Patenschaftsbeziehung.

Bezogen auf die verschiedenen Modi der Wissensweitergabe ist für den Paten zunächst die Vermittlung der deutschen Sprache wesentlich, obwohl er zugleich festhält, dass sein in Deutschland geborenes Patenkind schon sehr gut Deutsch spricht. Zu gegebener Zeit will er auch zu den Themen Nachhaltigkeit und Ernährung sowie insbesondere in Bezug auf das Verhalten des Jungen und seine Interaktion mit seinem Umfeld – allen voran mit der Mutter – intervenieren. Der Junge sei sehr auf seine Mutter bezogen, verhalte sich ihr gegenüber jedoch respektlos. Die Mutter wiederum sei nicht konsequent genug. Seine diesbezüglichen Irritationen behält der Pate mit Verweis auf die kurze Dauer der Patenschaft bislang jedoch weitestgehend für sich:

[D]adurch, dass es [die Patenschaft] ja noch recht frisch ist, habe ich mir das bisher noch nicht so rausgenommen, da zu intervenieren und zu sagen, »Ne, so nicht«. Also das geht für ihn, was er so macht, mittlerweile schon, aber auch der Mutter gegenüber – was so Erziehungssachen angeht. Weil, sie lässt sich auch viel gefallen von ihm und ich denk so, »Nein, du bist seine Mutter und er ist noch sieben und, ähm, du bist die, die ihn erzieht und du hast nicht auf ihn zu hören!«

Er führt seine Beobachtungen folgendermaßen näher aus:

Wenn irgendwas ist, wenn wir bei ihm zu Hause sind und die Mutter dabei ist, dann wendet er sich immer an die Mutter. Obwohl wir vielleicht gerade 'ne Konversation haben oder ich ihm sage »Ne!«. Dann guckt er die Mutter an und sie gibt dann schnell irgendwie nach. Und ich denk mir so »Nein, [...] sei doch mal konsequent! Das tut ihm gut!« Das ist ein Thema, da möchte ich schon gerne noch mit ihr drüber reden.

Eine derartige Einflussnahme auf das Verhalten des Jungen, auf die Erziehungspraktiken der Mutter sowie die Dynamik zwischen den beiden reflektiert er durchaus kritisch:

Ich find's halt auch irgendwie schwierig, weil ich mir so denke: »Boah, wer bin ich denn, dass ich der Mutter, einer Mutter, einer echten Mutter, die ein eigenes Kind hat und ständig mit dem Kind zu tun hat, sagen kann, wie sie das richtig zu tun hat.« Weil ich weiß doch nicht, wie sie das richtig zu tun hat, weil ich hab' ja noch keine eigenen Kinder. [...] Sie ist schon mehrmals Mutter und ich denk mir so: »Okay, das ist ein Grund, aber wer bin ich denn zu sagen, du sollst deine Beziehung so und so und so machen.« Ich glaub', da muss man halt eine Art und Weise finden, wie man kommuniziert.

Michael hinterfragt, inwiefern er – mangels eigener Erfahrung mit Kindern – überhaupt (ausreichend) kompetent ist, der Mutter Erziehungstipps zu geben. Im letzten Satz wird diese Unsicherheit jedoch nurmehr eine Frage angemessener Formulierung und Kommunikation – eine Frage des *Wie*. Diesbezüglich betont Michael eine notwendige Sensibilität für die jeweiligen Phasen der Beziehungsentwicklung: Er wiederholt abermals die Wichtigkeit, zunächst Vertrauen in der Beziehung zu schaffen und sich gegenseitig kennenzulernen.

Gegenüber anderen Kindern und Erwachsenen beobachtet der Pate bei Yusuf ein äußerst schüchternes Verhalten. Auch hier sieht er Handlungsbedarf, an dem er aktiv seine Interaktionen mit dem Jungen auszurichten versucht:

Wenn wir auf dem Spielplatz sind und Fußball spielen, merke ich das voll oft. Andere Kinder oder auch Jugendliche, die auf uns zukommen und fragen »Können wir mitspielen?« [...] Und ich möchte das dann nicht entscheiden. Ich möchte dann gucken, wie er so ist und dann ist es genau das Ding, was du eben erzählt hast: Er [...] sagt dann irgendwie so nichts und: »Ah ne, will ich nicht.« [...] [E]inerseits denke ich mir so: »Okay, *fair enough*, ich bin hier für dich und wir wollen uns ja auch erst mal kennenlernen und wenn du nicht möchtest, [dass die anderen Kinder mitspielen], machen wir das auch nicht.« Andererseits denke ich mir so: »Ach, ist doch sicher cool, so soziale Kompetenzen zu lernen und zu gucken, okay, wie gehen wir mit anderen Kindern um.« Und dass man auch teilen kann. [...] Aber das ist zumindest ein Aspekt, der mir schon mal aufgefallen ist, [...] dass es da Schwierigkeiten gibt. Und deswegen hab' ich mir das auch so vorgenommen: Ja, er muss auch irgendwie lernen, dass er jetzt nicht so das Zentrum ist. Also wenn wir auf dem Spielplatz sind und andere Kinder auf mich zukommen, da kriegen die zwischendurch auch mal meine Aufmerksamkeit. Obwohl er natürlich mein Patenkind ist. Aber wenn Kinder ihn dann fragen: »Oh, darf ich mal mit deinem Auto fahren?«, oder so, wenn er da gerade nicht mit fährt, dann versuch' ich ihn immer da so ein bisschen zu stoßen: »Ja, lass sie doch mal!« [...] Und ich glaub', das ist gerade so ein bisschen neu für ihn. Also da merke ich, dass ich ihn da auch so ein bisschen *push* und aus seiner Komfortzone irgendwie ziehe. Ähm, ich red' mir ein, also ich glaube, dass es gut für ihn ist. Weiß ich jetzt nicht, ob das so ist oder... nicht.

Als zentrales Leitkonzept für die Kindeserziehung benennt Michael Selbstwirksamkeit oder auch Selbstbefähigung (s. 4.3.1). Die Bedeutsamkeit dieser Konzepte wurde ihm im Studium im Themenfeld der Entwicklungspsychologie vermittelt. Er erklärt, sich nicht bewusst auf diesbezügliche Studieninhalte zu beziehen, vermutet jedoch, dass sie den-

noch sein Verhalten gegenüber dem Jungen vorteilhaft prägen. Gerade hinsichtlich der Erledigung der Hausaufgaben habe er beobachten können, wie schnell sich ein positiver Effekt einstellt: War der Junge beim ersten Mal noch lustlos und frustriert und äußerte, dass er die Aufgaben sowieso nicht könne, beobachtete der Pate beim zweiten Mal schon eine positive Entwicklung. Er ermutigte ihn daraufhin, am Ball zu bleiben, an sich zu glauben, sich selbst zu vertrauen und einfach mal zu machen. Er unterstreicht, dass Yusuf sogleich selbstsicherer auf ihn gewirkt habe und tatsächlich Spaß an den Aufgaben zu finden schien. Michael ergänzt: »Oder auch so [...] banale Sachen, wie wenn man jetzt zum Spielplatz läuft, oder so; ich versuch' immer, dass er irgendwie so den Weg vorgibt und dass er so ein bisschen lernt, er ist sein eigener – er ist seine eigene Person und er kann seine eigenen Entscheidungen treffen.«

Sein Eindruck, dass er mit seinem Handeln einen »positiven *impact*« auf den Jungen und dessen Mutter hat und die drei in der Lage sind, miteinander eine vertrauensvolle Beziehung aufzubauen, ist für ihn bedeutsam: »Aber schön ist halt auch wirklich zu sehen, also das ist schwer zu sagen, weil das ja noch so frisch ist, aber so Veränderungen bei ihm zu sehen. Im Sinne von Vertrauensaufbau und auch so die Begeisterung für Hausaufgaben und dass er dazu lernt oder auf mich hört [...].« Der Pate reflektiert jedoch zugleich: »Und da ist halt das Schwierige – okay, wie misst man das? Woher will man wissen, ob das, was ich da jetzt mit ihm mache, egal wie lang das jetzt läuft, dass das 'was bewirkt? Ich glaube daran, aber das wird man nie wissen.« Hinsichtlich der Wirksamkeit seiner Patenschaft hofft Michael auf einen Schneeballeffekt:

Man bewirkt etwas Positives bei ihm. Aber man bewirkt auch indirekt, durch die Beobachtung der Mutter, wie ich mit ihm umgehe, etwas, was sie dann auch annimmt und fortsetzt. Und das hat dann wieder einen Effekt auf ihn und sein Verhalten, dass er Spaß an Hausaufgaben hat. Und dann hat sie auch mehr Bock drauf, sich mit ihm zu beschäftigen. ..., dass es irgendwie so 'was loslöst.

Wie mir auch schon andere Pat:innen berichteten, scheint die Mutter die Expertise des Paten und dessen Interventionen nicht in Frage zu stellen: Michael schildert vielmehr, dass die Mutter mache, egal was er sagt. »Woher das kommt? Dass sie so reagiert? Na ja, weil sie denken, ich bin hier, ich bin hier aufgewachsen, ich weiß, wie das hier läuft und deswegen ist das so, wie ich das sage, richtig. In Anführungszeichen. Wäre jetzt so 'ne Hypothese.« Michael sieht eine solch vermeintlich unhinterfragte Übernahme fremder Vorschläge jedoch kritisch: Der Mutter fehle das Verständnis für eine »reflektierte, kritisch-hinterfragte Diskussion«. Als mögliche Gründe hierfür thematisieren wir Vorstellungen von Geschlechterrollen, soziokulturelle Prägungen und den Bildungshintergrund. Die Erwartungen der Mutter an ihn schätzt Michael folglich als sehr hoch ein:

Sie kommt mit vielen Sorgen auf mich zu und sagt so »Oh, dies und das und das und das – aber ja, jetzt bist du ja da.« So nach dem Motto: Ich regel' das jetzt schon. So ich bin ja da und jetzt wird alles super. Und ich glaub schon, dass das eben gewisse Erwartungen von ihr sind. Sie würde das nie, oder sie hat das bisher nicht irgendwie explizit so ausgedrückt, nach dem Motto: »Oh, ich wollte diese Patenschaft, damit du

dich darum kümmerst oder damit er sich in die und die Weise entwickelt«, oder so. Das hat sie noch nie gesagt. Aber so indirekt bekomme ich das schon zu spüren.

Michael zufolge hat Yusuf selbst keine Erwartungen. Er freue sich einfach, wenn jemand kommt und mit ihm spielt.

Mit seinem Engagement im Feld der Geflüchtetenarbeit übernahm Michael eine zivilgesellschaftliche Verantwortung, für die er sich bis zum Ende seines Studiums nicht die Zeit freiräumte. Daran übte er scharfe Selbstkritik, denn er ging davon aus, dass jeder Einzelne zu der gesellschaftlichen Aufgabe, in einem dynamischen Migrations- und Fluchtgeschehen Integration zu ermöglichen, beitragen müsse. Mit dieser Vorstellung bewegte er sich nah am Integrationsverständnis von WG: »Als Integration bezeichnen wir einen gesamtgesellschaftlichen Prozess des Zusammenlebens. Die Formen des Zusammenlebens müssen gemeinsam immer wieder neu ausgehandelt werden. Alle Beteiligten tragen für die Gestaltung Verantwortung.« (WIR GESTALTEN e.V. c) Die Selbstanprüche und Zielsetzungen des Paten, einen positiven Einfluss auf den Jungen zu nehmen, lassen sich zudem besonders vor dem Hintergrund seines Psychologie-Studiums einordnen: Unter Bezugnahme auf Konzepte der Selbstwirksamkeit und Selbstbefähigung strebte Michael an, die Persönlichkeitsentwicklung und die Verhaltensweisen des Kindes positiv zu beeinflussen – sowohl in der direkten Interaktion mit Yusuf als auch indirekt über die Erziehungspraktiken der Mutter. Hierin schloss der Pate ebenfalls an die Zielvorgaben des Vereins an. Michael reflektierte seine Bestrebungen vor dem Hintergrund seiner fehlenden Erfahrungen mit eigenen Kindern und der Gefahr, das Handeln der mehrfachen Mutter zu hinterfragen und diese zu bevormunden, jedoch zugleich kritisch. Diese Problematik löste er auf, indem er sich selbst zu Geduld, einem sensiblen Umgang und einer respektvollen Kommunikation mit Mutter und Kind aufrief. Als Prämisse jeglicher Form der Intervention figurierte der gegenseitige Vertrauensaufbau.

In dem Gespräch mit Michael gewann ich den Eindruck, dass die Mutter hilflos und orientierungslos war und darum bei dem Paten Rat und Unterstützung suchte und in diesem Zuge dessen spezifisches kulturelles Wissen als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft dezidiert adressierte.

6.4.2 Erwartungen der Mutter

Die Patenschaft von Michael und Yusuf ist die einzige, bei der ich Gelegenheit hatte, mit allen drei Parteien zu sprechen. Ich treffe Yusuf und seine Mutter Batul im Frühsommer 2020 bei ihnen zu Hause. Die Patenschaft besteht zu diesem Zeitpunkt seit nunmehr einem knappen Jahr. Die Mutter hat für meinen Besuch Essen zubereitet. Wir sprechen zu dritt im Wohnzimmer der Familie, gehen anschließend ein Eis essen und besuchen den nahegelegenen Spielplatz. Die Deutschkenntnisse von Batul erlauben uns, das Gespräch ohne Übersetzungshilfe zu führen, wobei das Patenkind die Mutter mitunter unterstützt. Nach anfänglicher Schüchternheit scheint auch für den Jungen das Gespräch

mit mir natürlicher zu werden. Als er beginnt, mir anhand des Tagebuches, das er zusammen mit Michael führt und in das sie regelmäßig Fotos einkleben, von seiner Patenschaft zu berichten, werden seine Erzählungen lebendig.

Gleich zu Beginn betont Batul die Zuneigung, die Mutter und Sohn für Michael empfinden und erkundigt sich bei mir, ob der Pate nicht häufiger kommen könnte.²⁰ Diesen Wunsch wiederholt sie im Verlauf unseres Treffens mehrfach. Sie klagt, dass der Junge zu viel Zeit am Handy verbringe, nicht mit anderen Kindern spiele, vor allem und jedem Angst habe und oft traurig sei. Mit seinem Paten sei Yusuf jedoch ganz anders. Er sei »wirklich sehr, sehr zufrieden, wenn er mit Michael zusammen ist« (Interview 25.06.2020)²¹. Es sei von Anfang an alles perfekt gewesen und das Kind habe ihn sofort geliebt. Der Junge fügt hinzu, dass es ihm gefalle, mit Michael an unterschiedliche Orte gehen zu können. Beide unterbreiten Vorschläge für gemeinsame Aktivitäten. Dazu zählen Ausflüge ins Schwimmbad, auf den Fernsehturm, in einen Nachbarschaftsgarten und auf den Spielplatz, eine Fotosafari, Fußball, aber auch Brett- und Kartenspiele, gemeinsame Waldausflüge, Besuche in der Bücherei, Plätzchen backen sowie TikTok-Videos aufnehmen und Hausaufgaben erledigen. Yusuf wirkt stolz, als er mir die entsprechenden Fotos in dem gemeinsamen Tagebuch präsentiert. Während der pandemischen Kontaktbeschränkungen im Frühjahr 2020 hielten Michael und Yusuf nur über E-Mail Kontakt. Der Pate half dem Jungen in dieser Zeit besonders bei den Hausaufgaben. Die Mutter betont jedoch, dass sie die wöchentlichen Besuche schmerzlich vermissten.

Auf meine Nachfrage erklärt mir die Mutter, der Pate sei ein Lehrer, ein Onkel, ein großer Bruder, und irgendwie auch alles zusammen. Yusuf bezeichnet Michael hingegen als großen Freund. In diesem Zusammenhang wirft der Junge ein, dass eine Mutter auch manchmal keine Lust habe, mit ihrem Kind rauszugehen. Die Mutter geht auf seine Äußerung nicht weiter ein. Das führt dazu, dass er sie wiederholt. Ihm scheint der Punkt wichtig zu sein. Mit Bezug auf ihren Bekanntenkreis erklärt Batul, dass sie alle neu hier seien und darum häufig orientierungslos. Michael sei da eine große Hilfe. Die Mutter bezieht sich damit auf spezifisches Wissen, das den Paten als Mitglied der Mehrheitsgesellschaft von den arabischen Kontakten der Familie unterscheidet.

Michaels Wahrnehmung, dass ihm von der Mutter des Jungen die Rolle einer zusätzlichen Erziehungsinstanz angetragen wird, kann ich ebenfalls beobachten: So ermahnt die Mutter ihren Sohn etwa »bitte« zu sagen, als er etwas von ihr verlangt, und erinnert ihn, dass er das schließlich Michael versprochen habe. Sie erklärt mir daraufhin, dass sich Yusuf von seinem Paten Dinge sagen lasse, die er von ihr selbst nicht annehme. Aus diesem Grund bat sie Michael, mit dem Patenjungen darüber zu sprechen, wie er seine Mutter adressiert. Yusuf höre auf Michael und dieser habe, gerade was die Mutter-Kind-Interaktion betrifft, einen guten Einfluss auf den Jungen. Auch ich erhielt den Eindruck, dass die Mutter sich Austauschpartner:innen wünscht, mit denen sie Entscheidungen

20 Das wirft die Frage auf, wie klar der Mutter meine Rolle als Forscherin sowie meine Beziehung zu dem Verein waren. Obwohl Michael und ich beides wiederholt erklärten, assoziierte sie mich offensichtlich dennoch mit der Rolle einer Koordinatorin, die mit den Pat:innen über den Umfang ihres Engagements verhandeln könnte. Vor diesem Hintergrund ist es fraglich, ob mir die Mutter überhaupt von schwierigen Momenten in der Patenschaft ihres Sohnes berichtet hätte.

21 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

und Entwicklungen ihres Kindes gemeinsam besprechen kann. So fragt sie mich später, als wir Yusuf auf dem Spielplatz beim Klettern zuschauen, ob ich denke, dass sie mit dem Jungen ein sozialpädiatrisches Zentrum aufsuchen solle. Nach einem so kurzen Eindruck, den ich von ihr und dem Jungen erhielt, überfordert mich diese Frage und ich empfehle ihr, ihre Überlegungen stattdessen mit Michael zu erörtern. Sie bestätigt in diesem Zusammenhang noch einmal, dass der Pate für sie ein wichtiger Ansprechpartner bei derartigen Fragen und Unsicherheiten ist. Sie wende sich auch in alltagsweltlichen Belangen an Michael, wisse aber natürlich, dass er vordergründig für ihren Sohn da ist.

Mögen Michaels Ambitionen, in die Erziehung seines Patenkindes zu intervenieren, zunächst den Eindruck paternalistischer Bevormundung erweckt haben, so wurde das Gefüge durch die Erzählungen der Mutter komplexer. In dem Gespräch mit Batul und Yusuf erhielt ich den Eindruck, dass Michaels Wahrnehmung, die Mutter wolle ein gewisses Maß an Verantwortlichkeiten an ihn abgeben und erhoffe sich dadurch Besserungen im Verhalten des Jungen, durchaus zutraf. Für sie war vor allem wichtig, dass Yusuf mit der Patenschaft eine weitere Ansprechperson erhielt. Auch der Junge hob mit seinem Einwurf, der Pate sei für ihn da, wenn die Mutter seinen Bitten nicht entsprechen kann, die Bedeutung hervor, die Pat:innen als zusätzliche Bezugspersonen und Spielgefährten für die Kinder einnehmen können. Batul erbat sich explizit die ›Einmischung‹ des Paten und band Michael bewusst in die Erziehung ihres Sohnes ein. Auch in seiner Abwesenheit nutzte die Mutter dessen Einfluss, wenn sie ihren Sohn an sein Versprechen erinnerte, sich an bestimmte Verhaltensregeln zu halten. In Deutschland war sie plötzlich alleinerziehende Mutter, herausgelöst aus dem unterstützenden Verwandtschaftsnetzwerk, auf das sie in Syrien zurückgreifen konnte. Es fehlte ihr zudem das soziokulturell spezifische Wissen ihres Ankunftscontextes, das ihr überwiegend arabisches Bekanntnetz ebenfalls entbehrte. Sie erkannte, dass sie mit der Patenschaft einen Ansprechpartner gefunden hatte, der sie in dieser herausfordernden Situation unterstützen konnte. Batul suchte mit Michael aktiv den Austausch über Erziehungspraktiken und erfragte Ratschläge und Hilfestellung in alltäglichen Herausforderungen. Der Vorwurf eines zu Übergriffigkeit neigenden emanzipatorischen Anspruchs von Seiten des Paten würde hier – das verdeutlichten die Aussagen der Mutter und des Kindes – deren Bedürfnisse sowie ihre Handlungsmacht in der Beziehungsdynamik übersehen und ihnen eine Passivität zuschreiben, die ich nicht beobachten konnte. Mehrfach erkundigte sich die Mutter, ob der Pate nicht häufiger in die Familie kommen könnte, und betonte, dass sich mit der Patenschaft ihre Situation zum Besseren verändert habe: »Ich habe dir gesagt, vorher waren wir immer allein, immer zu Hause und ich kannte niemanden hier. Aber mit Michael ist es wirklich ganz anders.« Nicht zu unterschätzen ist in dieser Konstellation jedoch die Abhängigkeit der Familie von dem *freiwilligen* Engagement und den begrenzten zeitlichen Ressourcen von Michael. In mir hallte lange die Frage nach, was passieren würde, wenn Michael die Patenschaft plötzlich beenden müsste.

Exkurs Eltern – Safia: »Das Blöde ist, dass wir hier auch keine Familie haben«

Neben Batul sprach ich noch mit zwei anderen Müttern und deren Kindern sowie mit einem Elternpaar. Ein Gespräch mit Mutter und Tochter, für das mir deren Patin den Kontakt vermittelte, fand mit einer Übersetzerin in den Räumen von WG statt. Ein weiteres Interview war sprachlich völlig barrierefrei, da die Mutter selbst in Deutschland aufwuchs. Ich bat sie im Kiezcafé um das Gespräch und wir trafen uns bei ihr zu Hause und aßen auf dem Balkon der Familie kleine Snacks. Ihre beiden Töchter, die ich ebenfalls bereits aus dem Kiezcafé kannte, stießen immer wieder zu unserem Gespräch dazu und wurden von der Mutter aufgefordert, von ihren Patenschaften zu berichten. Ein drittes Gespräch mit den Eltern zweier Patenjungen fand ebenfalls bei ihnen zu Hause statt. Ihre Patinnen waren Teil der Fokusgruppe und vermittelten mir das Gespräch. Dieses gestaltete sich sprachlich um einiges herausfordernder als die anderen beiden Gespräche. Ich schätzte die Deutschkenntnisse der Eltern falsch ein und lag auch mit meiner Annahme, die Patenjungen seien bei dem Gespräch ebenfalls anwesend und würden ihre Perspektive auf die Beziehung beitragen sowie gegebenenfalls bei der Verständigung unterstützen können, nicht richtig.

Obwohl die Umgebung für meine Gesprächspartnerinnen vertraut war, waren die Interviews allesamt zunächst von einer nervösen Atmosphäre geprägt. Meine Gegenüber schienen mit dem Gesprächsformat nicht vertraut und unsicher bezüglich meiner Rolle. Ich bemühte mich besonders durch Verweise auf meine eigene Patenschaft, eine gemeinsame Ebene herzustellen, bin mir jedoch unsicher, inwieweit mir das gelang. Dass eine weitere Mutter meiner Anfrage für ein Interview eine Absage erteilte, weil sie dieses mit einer Prüfungssituation assoziierte, ist in diesem Zusammenhang aufschlussreich. Die Gespräche dauerten allesamt nicht länger als 1,5 Stunden. Trotz ihres begrenzten Umfangs ermöglichen diese Daten wertvolle Einblicke in die in der Mentoringforschung vielfach unterrepräsentierte Sicht der Patenfamilien auf das Format.

In Kapitel 4.2.1 habe ich dargestellt, dass die Patenfamilien im Matchingprozess häufig die schulische Förderung ihrer Kinder priorisierten. Die Eltern, mit denen ich sprechen konnte, betonten allesamt die Wichtigkeit schulischer Unterstützung. Die Patinnen ihrer Kinder übernahmen jedoch auch weitere Rollen, die diese Eltern, ebenso wie Batul, als bedeutsam hervorhoben. Diese Facetten werde ich nachfolgend näher ausführen.

Jamila ist die Mutter der siebenjährigen Aisha, die seit zwei Jahren eine Patenschaft mit der 22-jährigen Julia pflegt. Ich habe die Mutter nicht explizit gebeten, das Mädchen zu unserem Treffen mitzubringen, erfahre jedoch, dass Aisha für unser heutiges Gespräch, das an einem heißen Tag im Sommer 2020 in den Räumlichkeiten des Vereins stattfindet, extra eine Verabredung im Freibad verschob. Wir kompensieren den Verlust im Anschluss mit einem Eis. Unser Gespräch wird von Maisa übersetzt, die als Honorarkraft im Verein bereits bei dem damaligen Kennenlerngespräch für die Familie dolmetschte. Ich frage mich, inwiefern dieses Arrangement es der Mutter oder dem Kind erlaubt, schwierige Momente oder Herausforderungen in ihrer Patenschaft zu artikulieren, habe jedoch den Eindruck, dass die Anwesenheit Maisas unserem Austausch zum Vorteil gereicht. Die beiden Frauen scheinen sich sympathisch zu sein. Maisa nimmt die Rolle einer sehr zugänglichen, interessierten und verständnisvollen Mittlerin ein, die

mitunter auch eigene Erfahrungen in das Gespräch einbringt. Trotz der Umgebung der Vereinsräumlichkeiten erlebe ich den Austausch im Vergleich zu den anderen Elterngesprächen als locker und ungezwungen.

Jamila wurde von der Schule ihrer Tochter auf das Format aufmerksam gemacht. Es waren jedoch die Erfahrungsberichte von Nachbarinnen mit dem Verein, die dazu führten, dass sich die Mutter schließlich traute, den Kontakt zu WG aufzunehmen. Jamila erklärt, dass ihr die Idee einer Patenschaft gefallen habe. Mir fällt an dieser Stelle auf, dass Maisa den Begriff der Patenschaft nicht ins Arabische übersetzt, sondern das deutsche Wort verwendet. Die Mutter erklärt analog dazu, dass sich ihre Familie zunächst nichts unter dem Begriff vorstellen konnte, denn in Syrien sei eine solche Konstellation eher unüblich. Ihre Verwandten seien alle verwundert gewesen und fingen an, über den großen Altersunterschied zwischen Patin und Kind Nachfragen zu stellen. Das Kind solle doch lieber mit Gleichaltrigen spielen, so der Ratschlag der Verwandtschaft. Jamila begann daraufhin die Patin in Videoanrufen der Familie vorzustellen, damit diese sich etwas mehr unter dem Verhältnis vorstellen konnten und die Skepsis verstummte.

Aisha ist ein Einzelkind, was entscheidend dazu beitrug, dass die Mutter eine weitere Bezugsperson für sie suchte. Dadurch nimmt die Patin einen besonderen Platz in der Familie ein. Jemanden zu haben, die sich zudem in der Stadt und alltäglichen Belangen auskennt und die auch spontan kontaktiert werden kann, sei zum damaligen Zeitpunkt wie gerufen gekommen: Durch die Patin erhielt die Familie eine dringend benötigte Unterstützung. Das Mädchen selbst bezeichnet ihre Patin in unserem Gespräch als Freundin. Die beiden stünden ständig in Kommunikation miteinander, ergänzt die Mutter. Wenn Aisha Langeweile hat oder sie etwas Kreatives machen will, fragt sie nach Julia. Die Patin brachte dem Kind das Schwimmen bei, erklärt ihm die Regeln im Straßenverkehr und beim Fahrradfahren und animiert es zum Lesen. Das Mädchen ergänzt, dass ihre Patin ihr Dinge zeige, die sie bislang noch nicht kannte. Auch für die Mutter sei die Patin eine Familienfreundin. Mit ihr habe sie keine Hemmungen, Deutsch zu sprechen, denn die Patin würde sie nicht verurteilen. Julia unterstützt auch das Mädchen beim Erlernen der deutschen Sprache, korrigiert sie und macht Hausaufgaben mit ihr. Die Patin kommt mindestens einmal wöchentlich in die Familie.

Die Mutter beobachtet, dass die Patin, wenn sie mit ihrer Tochter zusammentrifft, auch wieder wie ein Kind ist, spielt und über Dinge sprechen kann, über die sie sonst nicht nachdenkt. Wenn wir Zeit mit Kindern verbringen, so führt Jamila aus, würden wir wieder das Unschuldige sehen und vergessen, was in der Welt passiert. Es sei darum gut und wichtig für die Pat:innen, entspannt mit den Kindern zusammenzutreffen, abzuschalten, dabei den Alltagsstress hinter sich lassen zu können und sich auf die Leichtigkeit, ein Kind zu sein, zurückzubewusstwerden. Dies ist das einzige Mal, dass ich höre, dass Eltern den Nutzen, den Pat:innen aus den Beziehungen ziehen, explizit benennen.

Jamila hat das Konzept der Patenschaft schon häufig weiterempfohlen, besonders jenen Freundinnen, die überfordert sind. Worauf sich diese Überforderungen beziehen? In erster Linie auf die Hausaufgaben der Kinder, beantwortet sie meine Frage, bei denen die Eltern wegen der sprachlichen Hürden kaum unterstützen können. Es gebe zudem vielfach keinen wirklichen Rückzugsort für die Kinder. Damit meint Jamila Unternehmungen außerhalb des Hauses und unabhängig der Eltern. Letztere hätten manchmal einfach keine Kraft und keine Zeit, etwas Tolles mit den Kindern zu unternehmen. Dann

sei es schön, wenn die Kinder dennoch nicht darauf verzichten müssten, weil es noch jemanden gibt, der diese Aufgabe übernehmen kann. Das würde auch die Eltern entlasten. Maisa, die durch ihre Honorartätigkeit bereits einige Jahre im Verein tätig und mit dem Patenschaftsformat vertraut ist und deren Eltern vor vielen Jahren ebenfalls als Geflüchtete aus dem Libanon nach Berlin kamen, ergänzt: »Ich glaube, man will auch nicht alles der Mutter erzählen und freut sich, wenn jemand anderes zuhört. [...] Sachen, wo man Angst hat, den Eltern Bescheid zu sagen [...]. Deshalb ist es wichtig, jemand zu haben, der auch neutral auf irgend'ne Sache gucken kann.« (Interview 21.08.2020) Wenn sie jetzt zurückblicke, so reflektiert Maisa, hätte sie sich selbst auch eine Patenschaft gewünscht. Damals habe es dieses Format jedoch noch nicht gegeben. Nach ihren Wünschen für die Zukunft gefragt, antwortet die Mutter, dass die Patenschaft noch lange bestehen möge und das Verhältnis noch enger würde. Jamila wünscht sich mehr bedingungslose Hilfe dieser Art in der Gesellschaft.

Safia ist die Mutter von vier Kindern, von denen drei bereits Patenschaften haben oder hatten. Das Kiezcafé kennt sie bereits seit über zehn Jahren. Von dem Format der Patenschaften erfuhr sie jedoch durch Freundinnen und Bekannte. Zudem wurde das Format zu einem Elternabend in der Schule ihrer Tochter vorgestellt. Als wir gemütlich bei Süßigkeiten auf dem Balkon der Familie sitzen, erzählt mir die Mutter, zunächst irritiert von dem Begriff der Patenschaft gewesen zu sein, der ihr – selbst aufgewachsen im ländlichen Baden-Württemberg – bis dahin nur durch das Konzept christlicher Taufpatenschaften geläufig war. Sie erkundigte sich daraufhin bei einer Verwandten, deren Kinder bereits Patenschaften hatten. Diese erklärte Safia das Konzept folgendermaßen näher: »Jemand kommt nach Hause, so eine, die es gerne machen möchte, unternimmt mit den Kindern etwas, geht mit den Kindern raus, Hausaufgaben, guckt, wo das Kind Hilfe braucht.« (Interview 19.06.2020)²² Als Safias Kinder die Patenschaften der Verwandten beobachteten, wollten sie selbst auch eine Patin.

Ich erkundige mich, was eine Patin für die Mutter sei. Eine Freundin, vielleicht auch ein Stück Familie, so überlegt diese. Safia hebt die positive Energie hervor, mit der die Patinnen stets zu ihnen kämen: »[Die Patin des Sohnes] kommt sehr herzlich, lachend, glücklich. Wenn sie etwas machen möchte, soll ich auch mitgehen.« Die andere Patin käme auch zum gemeinsamen Essen zu ihnen nach Hause. Dann säßen sie gemeinsam bei Mittag, Kaffee und Tee. Safia wirft den Begriff der *Tante* ein, denn man bekäme schon eine Menge mit von der Familie. Damit verweist die Mutter auf eine Intimität, die durch den engen Kontakt im häuslichen Umfeld hergestellt werden und die schließlich in eine Quasi-Verwandtschaft münden kann. Die Regelmäßigkeit der Treffen wird dabei zur tragenden Säule der Beziehung:

Ja, man vermisst dann den anderen auch, wenn er lange nicht da war und man sich so kennengelernt hat und dass man viel miteinander redet. Und dann ist es so: »Ach Mensch, warst schon lange nicht da.« [...] Es gibt ja manche, wo man sagt: »Kannst ja jeden Tag kommen. Ist ja gar kein Problem.«

22 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Interview.

Auch Safia empfahl das Patenschaftsformat bereits einigen Bekannten weiter. Sie ergänzt jedoch, dass es auch Eltern gebe, die nicht möchten, dass eine fremde Person in die Familie kommt und mitbekommt, wie diese lebt. Was, wenn die vom Jugendamt kämen?

Die Bedeutung des Begegnungsformats erläutert die Mutter mit Verweis auf ihre eigene Kindheit näher: »Es ist schwierig für ein Kind – ich kenn das ja von mir damals, als ich hier nach Deutschland gekommen bin. Ich sitze da, verstehe nichts und du bist nur zwischen deutschen Kindern.« Durch eine Patenschaft fühle man sich hingegen mehr angekommen. Safia führt weiter aus: »Das Blöde ist, dass wir hier auch keine Familie haben, [...] z.B. Schwestern, Tanten, dass sie die Kinder nehmen.« Hier in Deutschland kenne man nicht einmal die Nachbarschaft im eigenen Haus. Auch Safias Mann hat die Patenschaften seiner Kinder stets unterstützt und befürwortet. Ich erfahre, dass er besonders schätzt, dass es hier möglich ist, einfach einer fremden Person sein Kind anzuvertrauen. Safia betont diesbezüglich wie wichtig es sei, sich auf die Einschätzung der Koordinatorinnen gegenüber den Pat:innen verlassen zu können.

Die erste Patenschaft der älteren Tochter dauerte nur zwei Monate. Die Tochter verstand sich mit dem damaligen Paten nicht gut, der sich vor allem durch Unzuverlässigkeit auszeichnete. Häufig erschien er einfach nicht und das Kind musste dann warten. Auch wünschte sich die Tochter lieber eine Frau. Ihre aktuelle Patenschaft mit Anette läuft zum Zeitpunkt unseres Gespräches im Sommer 2020 seit etwa zwei Jahren. Die Patin hat selbst zwei Kinder. Safia vermutet, dass Anette Kinder einfach sehr gern hat, ihr Partner jedoch keine weiteren eigenen Kinder will und sie sich aus diesem Grund in einer Patenschaft verwirklicht. Mutter und Tochter scheinen sich gut an das Kennenlernen mit der Patin erinnern zu können. Safia erklärt amüsiert, ihre Tochter sei sehr nervös gewesen und habe kein Wort herausgebracht. Das Mädchen ergänzt: »Es war auch peinlich, weil ich sie noch nicht kannte.«²³ Auf meine Frage, wie sie die Anfangszeit mit ihrer Patin erinnert, wiederholt die Jugendliche, dass sie anfangs schüchtern gewesen sei. Sie trafen sich zu dieser Zeit häufig im Kiezcafé, bei ihnen zu Hause oder verbrachten auch Zeit in der Wohnung der Patin mit deren Kindern. Sie gingen auch gemeinsam ins Kino, in einen Trampolinpark, trafen sich zum Erdbeer-Pflücken oder nahmen an den Aktivitäten des Vereins teil wie etwa dem Besuch einer Oper für Kinder. Manchmal kam die Patin auch zusammen mit ihrem Partner zu der Patenfamilie. Ich erkundige mich, was der Jugendlichen an ihrer Patenschaft besonders gefällt. Dass die Patin ihr helfe, wenn sie es braucht und dass sie gern mit ihr raus gehe, etwa auf den Kinderbauernhof. Als schönste Aktivität in ihrer Patenschaft benennt das Mädchen die Teilnahme am Pilotdurchlauf des Projektes »Wirkung Hoch Drei«, in dem sie bastelten, Gedichte schrieben und Geschenke bekamen. Ihre Patin selbst konnte jedoch nicht regelmäßig an den Treffen teilnehmen.

Auch einer der Söhne Safias führt derzeit eine Patenschaft, die er hauptsächlich nutzt, um Englisch zu üben. Ich erfahre, dass er nicht besonders viel Wert darauf legt, mit der Patin draußen zu sein und etwa spazieren zu gehen, wofür dessen Mutter

23 Eine derartige Verwendung der Konzepte von Peinlichkeit und Scham angesichts neuer und ungewohnter Situationen und einer damit einhergehenden Unsicherheit, wie man sich zu verhalten hat, beobachtete ich auch häufig bei meiner Patenjugendlichen.

Verständnis zeigt: Er gehe schließlich mit ihr selbst auch nicht raus spazieren. Safia teilt die Meinung vieler Patenfamilien, dass eine Frau als Patin für Mädchen angenehmer ist und ein Mann für Jungen. Bei gleichgeschlechtlichen Patenschaften seien die Gespräche einfach anders. Mit seiner Patin bezieht sich der gemeinsame Austausch des Sohnes hingegen hauptsächlich auf die Schule. Sie führen eine Lernpatenschaft.

Als ich mich nach der Patenschaft der jüngeren Tochter erkundige, verändert sich die Stimmung unseres Gespräches. Ich erfahre, dass sich diese stark von den anderen Patenschaften unterscheidet: Die Patin sei sehr lieb und nett, so unterstreicht Safia ihre Sympathie zu der Frau, »mit Leib und Seele, hat sie wirklich richtig schön gemacht.« Jedoch habe sie nur selten Zeit für gemeinsame Treffen. In den 1,5 Jahren, die die Patenschaft bereits läuft, traf sich ihre Tochter nur etwa sieben Mal mit der Patin. Die Patin kommt manchmal drei bis vier Monate gar nicht. Safia erklärt mir mit gesenkter Stimme, dass das Mädchen traurig werde, sobald das Gespräch auf ihre Patenschaft fällt. Ich kann das an dem bedrückten Gesichtsausdruck des Kindes ebenfalls beobachten. Zusehends meidet die Mutter das Thema gegenüber ihrer Tochter, um diese zu schonen. Safia fährt fort, dass sich die Patin zwar mehrfach für die unregelmäßigen Treffen entschuldigt habe, »aber sie [das Kind] versteht es nicht... warum kommt die [Patin ihrer Schwester] viel mehr als die andere, warum nimmt sie sich die Zeit?« Wenn sie sich dann nach längerer Zeit wieder sehen, »dann ist alles – nix war – alles gut, und das freut mich immer bei ihr.« Obwohl die Patenschaft offiziell noch fortbesteht, äußerte die Patin gegenüber der Koordinatorin bereits, dass sie diese eventuell beenden wird. Die Mutter versucht indes, Verständnis und Geduld aufzubringen: »Ich verstehe das, sie hat eine neue Arbeit, neue Zeiten, muss voll arbeiten. [...] Ich hab' gesagt, wenn du Zeit hast, dann melde dich.« Dabei spielt auch eine Rolle, dass das Kind mit der Patin bereits eine Beziehung aufgebaut hat. Nichtsdestotrotz äußert die Mutter hinsichtlich eines möglichen Wechsels in der Patenschaft pragmatisch: »Okay, wenn sie nicht mehr kann, dann kommt ein anderer, alles gut.« Safia berichtet mir, diesbezüglich bereits den Austausch mit der Projektkoordinatorin gesucht zu haben – dann kamen jedoch zunächst die Einschränkungen durch die COVID-19-Pandemie.

Zu einem späteren Zeitpunkt erwähnt Mirjam Safia und ihren Töchtern gegenüber, dass die Patenschaft der Jüngeren ja nun beendet sei. Die Mutter reagiert hierauf sichtbar überrascht, besonders als sie hört, dass die Patin für eine neue Patenschaft bereit ist. Ich schließe daraus, dass weder Patin noch Koordinatorin den Sachverhalt mit der Mutter und dem Patenkind noch einmal besprochen haben. Die Koordinatorin scheint vielmehr davon auszugehen, dass die Mutter bereits Bescheid weiß. Nach dem überraschenden und irritierenden Ende der Beziehung sucht die Familie nicht noch einmal ein klärendes und abschließendes Gespräch. Sowohl das Kind als auch die Mutter verhandeln ihre Reaktionen und Empfindungen hierüber hauptsächlich mit und unter sich.

An einem heißen Tag Ende Juni 2020 treffe ich Hala und Mohammed. Ich sitze mit den Eltern im Wohnzimmer der Familie und wir essen Erdbeeren, die ich mitgebracht habe. Der jüngste Sohn der Familie navigiert um uns herum und fordert die Aufmerksamkeit und das Smartphone seiner Eltern. Die sieben- und achtjährigen Söhne führen Patenschaften mit zwei Studentinnen der Fokusgruppe, beide Anfang 20, die mir das Gespräch vermittelten. Sie wurden im vergangenen November zeitgleich mit den beiden

Brüdern gematcht. Die beiden Patenjungen sind während meines Besuches mit einem befreundeten Nachbarsjungen im Freibad.

Hala und Mohammed, die über Freunde auf WG aufmerksam wurden, betonen im Gespräch mit mir, dass sie es sehr schätzen, dass die Patinnen ihre überwiegend homogenen arabischsprachigen Kontakte ergänzen. Die Eltern bemühen sich selbst auch um sprachlichen Austausch. Die Mutter ging etwa vor der Pandemie regelmäßig in ein Sprachcafé, wo sie ihre Tandempartnerin kennenlernte, und besucht einen Deutsch-Kurs. Durch die aktuellen Kontaktbeschränkungen ist das Café jedoch weggebrochen und der Kurs findet nunmehr digital statt. Ich erfahre, dass für Hala und Mohammed, die in ihrem Herkunftsland beide studierten, der größte Unterschied zu ihrem Leben in Syrien das fehlende soziale Gefüge hier in Deutschland ist. Dort hatten sie eine große Familie und waren stets von vielen Leuten umgeben. Hier in Deutschland würden die Menschen hingegen immer arbeiten, so stellen sie bedauernd fest. Während die Kinder in Syrien einfach mit anderen Kindern spielten und die Großmütter und Cousinen dabei waren, seien sie hier, so erklärt die Mutter mit einem traurigen Lächeln, immer allein und das mache es für alle schwer. Die Patinnen seien sowohl für die Eltern als auch für die Kinder wie Freundinnen. Die Jungen haben die beiden jungen Frauen sehr gern: In freudiger Erwartung beobachten sie ihr Ankommen häufig schon vom Fenster aus. Für den kleinsten Sohn, für den die Familie seit langem vergebens einen Kitaplatz sucht, wünschen sich die Eltern ebenfalls eine Patenschaft. Mutter und Vater bevorzugen Frauen als Patinnen, da diese, so erklären sie mir, besser mit kleineren Kindern interagieren könnten. Männer hätten hingegen oftmals keine Lust zum Spielen. Wenn die zwei Patinnen in der Familie sind, beteiligen sich die Eltern nicht an den gemeinsamen Aktivitäten. Sie haben dann Zeit für etwas anderes.

Die Eltern, mit denen ich über ihre Erfahrungen mit den Patenschaften ihrer Kinder sprach, hoben alle multiple Rollen hervor, welche die Pat:innen in ihren Familien einnahmen. Zentral war dabei die Funktion als zusätzliche Bezugs- und Erziehungspersonen für die Kinder. Meine Gesprächspartner:innen betonten allesamt, nach der Flucht in der deutschen Gesellschaft auf sich allein gestellt zu sein, herauskatapultiert aus dem vertrauten und weit verzweigten Netz familiärer und nachbarschaftlicher Unterstützung in die Isolation der Kernfamilie. Die damit einhergehenden Herausforderungen vermochten die Pat:innen ein Stück weit abzufedern. Die Eltern verglichen die Beziehung zu den Pat:innen in diesem Zuge mit einem verwandtschaftlichen Verhältnis. Zudem zeichnete sich die Bedeutung von Patenschaften als Auszeit und Entlastung für die Eltern ab. Die Kinder bezeichneten ihre Pat:innen als Spielgefährten, Vertraute und mitunter auch als große Freund:innen und hoben hervor, dass sie sich bei ihnen immer melden könnten, wenn sie Hilfe und Unterstützung benötigten. Sie reflektierten zudem, dass sie mit ihren Pat:innen neue Aktivitäten kennenlernten und Dinge unternahmen, die ihnen die Eltern aus unterschiedlichen Gründen nicht ermöglichen konnten. In allen Familien spielte auch die schulische Hilfe durch die Patenschaft eine wichtige Rolle, besonders wenn die Eltern aufgrund ihrer Deutschkenntnisse nur über eingeschränkte Möglichkeiten verfügten, ihre Kinder selbst zu unterstützen. Die Rollenvielfalt, welche die Familien be-

schrieben, entspricht den diversen Beziehungsverhältnissen, die der Verein und auch die Mentoringforschung für eine beziehungsorientierte Patenschaft benennen.

Pat:innen wurden jedoch nicht nur zu wichtigen Bezugspersonen für die Kinder und deren Eltern. Als Mitglieder der Mehrheitsgesellschaft verfügten sie über wertvolles Wissen und Beziehungen und wurden so zu bedeutsamen Ansprechpersonen für alltagsweltliche Fragen und Unsicherheiten. Damit erleichterten sie den Familien das Ankommen in der hiesigen Gesellschaft. Eine solche Brückenfunktion arbeiten der Politikwissenschaftler Frank Gesemann und Kolleg:innen in Bezug auf Patenschaften mit geflüchteten Akteuren folgendermaßen heraus:

Patenschaften können dabei auch als eine Art von Sozialkapital betrachtet werden: Die Beziehungen zu freiwillig Engagierten und der damit verbundene Zugang zu bestimmten Formen des gesellschaftlich relevanten Wissens stellt für Geflüchtete in bestimmten Situationen ein Potenzial von besonderem Wert dar, beispielsweise beim Umgang mit Behörden, bei der Wohnungs- und Arbeitssuche oder bei Schul- und Ausbildungsfragen. Ein großer Wert der Patenschaften kann auch in Erfahrungen menschlicher Begegnungen und Verständigungsprozesse liegen, die sich zwischen Geflüchteten und Pat:innen entwickeln. (Gesemann et al. 2020, S. 14)

Weiterhin ließen meine Gesprächspartner:innen ein Bewusstsein für das komplexe Asymmetriegerüst der Beziehungskonstellation erkennen, das Abhängigkeiten produzierte: Drei der vier Gespräche offenbarten, dass sich die Eltern wünschten, die Patinnen ihrer Kinder würden mit diesen mehr Zeit verbringen. Bei Safia bezog sich dies vor allem auf die Unzuverlässigkeit der Patin, die keine regelmäßigen Treffen mit ihrem Patenkind einzurichten vermochte, was für die ganze Familie zur Belastung wurde. Batul hingegen wünschte sich als alleinerziehende Mutter, die den Großteil der Zeit mit ihrem Sohn auf sich gestellt war und der in Erziehungsfragen ein Ansprechpartner fehlte, dass der Pate häufiger als einmal pro Woche käme. Hala und Mohammed äußerten sich vergleichbar. Die Patenfamilien mussten sich jedoch allesamt den Kapazitäten der Freiwilligen anpassen und erlebten diesbezüglich wenig Handlungsraum. Sie arrangierten sich mit dem, was ihnen die freiwillig engagierten Pat:innen anbieten konnten und waren zurückhaltend, eigene Bedürfnisse oder auch Konflikte offen zu artikulieren. Damit nahmen sie die ihnen zugewiesene Rolle als Hilfe-Empfangende ein.

Es bleibt festzuhalten, dass die Eltern, die sich auf Nachfrage der Pat:innen ihrer Kinder auf ein Gespräch mit mir einließen, nicht stellvertretend stehen können für die Gruppe der Patenfamilien. Ich nehme an, dass durch die Kontaktvermittlung durch die Pat:innen sowie meine Assoziation mit dem Verein jene Eltern einem Treffen mit mir zustimmten, die besonders zufrieden mit dem Format waren und eine gute Beziehung zu den Pat:innen pflegten. Dafür spricht auch, dass lediglich Safia – die einzige Mutter, die ich selbst um das Gespräch bat – problematische Aspekte in den Patenschaften ihrer Kinder ansprach.

Exkurs Jugendliche – Hamed: »Das Vertrauen gibt mir Mut, 'was Größeres anzufangen«

Hamed erfuhr von seinem besten Freund von dem Patenschaftsprogramm bei WG. Beide Jungen flüchteten aus Afghanistan nach Deutschland und lernten sich in Berlin kennen. Hameds Freund führte eine Patenschaft mit Ben, den ich bei der Einführungsveranstaltung im Frühjahr 2019, die mich auf meine eigene Patenschaft vorbereiten sollte, sowie diversen Workshops und Austauschtreffen kennenlernte. Ben war systemischer Coach und plante, im Coaching und in der Therapie mit Jugendlichen zu arbeiten. Für das Engagement hob er in der Einführungsveranstaltung ein Motiv des Helfens hervor. Er wollte unterstützen und Hoffnung geben, betonte jedoch ebenfalls die Vorstellung von einem beidseitigen Wachstum sowie die Erschließung neuer Perspektiven. Idealerweise, so hoffte der angehende Pate, würde sich über die Zeit eine Freundschaft entwickeln. Als Ben und sein Patenjugendlicher dessen Freund Hamed zu einem ihrer Treffen in einem Restaurant einluden, war dieser von dem Format, das ihm bis dahin völlig fremd war, begeistert. Hamed bemühte sich daraufhin selbstständig bei WG um eine eigene Patenschaft.

Als ich mich mit Hamed im Juli 2020 für ein Interview verabrede, ist er 17 Jahre alt. Das Gespräch mit Hamed vermittelte sein damaliger Pate, der ebenfalls Teil der Fokusgruppe war. Die beiden wurden im vorherigen November in eine Patenschaft gematcht. Seinen Paten hat Hamed zum Zeitpunkt unseres Treffens jedoch bereits seit einigen Monaten nicht mehr gesehen. Jener plante gerade ein Auslandssemester und entschied sich bald darauf, die Beziehung offiziell zu beenden.

Während unseres Gesprächs in einem Café auf einem belebten Platz erfahre ich von Hamed, dass seine Entscheidung für eine Patenschaft auf seinem Interesse gründete, Menschen kennenzulernen. Neue Kontakte und Bekanntschaften in Deutschland verknüpft er mit der Möglichkeit, in der hiesigen Kultur richtig anzukommen. »Kultur« und eine damit verbundene Mentalität spielen in unserem Gespräch immer wieder eine Rolle. Hamed kontrastiert etwa eine deutsche Offenheit und Freundlichkeit mit den »gesperrten Gedanken« und dem Misstrauen, welche die Menschen aus Afghanistan und dem Iran prägten. Er betont die Unterschiedlichkeit zwischen beiden Kontexten: »Es ist komplett anders hier. Es ist eine völlig andere Welt.« (Interview 11.07.2020)²⁴ Er erklärt, dass es dieses Erleben von Differenz sei, das (gerade junge) Menschen beim Ankommen in Deutschland vor Herausforderungen stellt. Mittlerweile mehrere Jahre in Deutschland, hat er sich bereits an vieles gewöhnt und einen Umgang damit gefunden. Rückblickend reflektiert er jedoch, dass gerade für seine Anfangszeit in Deutschland eine Patenschaft hilfreich gewesen wäre:

[A]lso jetzt sind für mich viele Sachen schon klar, was ich machen kann, was meine Rechte sind, wie oft ich trinken soll oder was auch immer. Aber trotzdem wäre es sehr, sehr viel besser gewesen, als ich nach Deutschland gekommen bin und so einen Pate

24 Die nachfolgenden Zitate entstammen, wenn nicht anders gekennzeichnet, ebenfalls diesem Interview.

zu haben, so jemand der einfach so mit dir rausgeht und den du viele Sachen fragen kannst, wirklich von Anfang an [...].

Eine solche Ansprechperson für »private Fragen, die man nicht einfach jedem stellen kann«, ist für ihn zentral, besonders weil er sich mit derlei Dingen nicht an seine Eltern wenden kann. Sie beherrschen die deutsche Sprache nicht, was ihr Ankommen hier deutlich erschwert. Dadurch ist sein Verhältnis zu ihnen von einer Inversion der Verantwortlichkeiten gekennzeichnet: Hamed muss für seine Eltern behördliche Schreiben übersetzen, sie zu Terminen begleiten, er kümmert sich um den monatlichen Großeinkauf im Supermarkt und organisierte die erste Wohnung nach der Unterbringung der Familie im Heim. »Das größte Problem ist die Sprache. Weißt du, wenn sie nicht reden können, dann können sie auch nicht arbeiten. Und keine Arbeit – dann hat es nix genutzt, hier zu sein.« Seine Überforderung angesichts der großen Verantwortung, die er übernehmen muss, wird an einer Aussage besonders deutlich: »Jedes Mal, wenn das Jobcenter einen Brief schickt, geht mein Herz kaputt – wie soll ich das jetzt übersetzen?«

Eine Patenschaft vergleicht Hamed mit einer Freundschaft. Hieraus leitet er ein Ideal der Gegenseitigkeit ab: Beide Seiten müssten sich um die Beziehung kümmern, sie pflegen. Auch sei es wichtig, dass sich beide Seiten öffneten, denn nur so entstehe Vertrauen. Er hebt in unserem Gespräch positiv hervor, dass Ben, der Pate seines Freundes, viel über seine Vergangenheit erzählt. Hamed berichtet Ben im Gegenzug ebenfalls von seinen Erfahrungen in Afghanistan und dem Iran sowie über seinen Fluchtweg. »Wenn man erzählt, bekommst du ein besseres Vertrauen, gewinnst du auch sein Vertrauen«. Neben dieser freundschaftlichen Basis ist für Hamed der Erfahrungsvorsprung essenziell, nicht nur bezogen auf die Sprache und das Wissen der Mehrheitsgesellschaft, sondern auch hinsichtlich der Lebenserfahrung. Für Hamed ist es etwa ein Vorteil, dass sein Pate bereits die Schule beendet hat, nun im Studium steht und einen Auslandsaufenthalt vorbereitet. Er stellte ihm viele Fragen über die Schule und die Arbeitswelt. Auch hätte er gern Unterstützung bei schulischen Inhalten in Anspruch genommen. Dazu kam es in der Patenschaft jedoch bislang nicht, auch wenn der Pate diesbezüglich bereitwillig seine Hilfe anbot. Hamed betont jedoch, dass die beratende Funktion von Pat:innen – besonders in Patenschaften mit Jugendlichen – nicht in Bevormundung übergehen dürfe. Vielmehr sollten Pat:innen begleitend zur Seite stehen: »[W]enn jemand da ist und erzählt, was für einen Weg du gehen solltest und alles anders machen solltest – . Es ist viel einfacher dann, finde ich, wenn jemand dir den Weg zeigt und über das alles erzählt.«

Nach Beendigung von Hameds erster Patenschaft intensivierte sich sein Kontakt mit Ben. Sie entschieden sich schließlich, ihr Verhältnis in einer offiziellen Patenschaft zu formalisieren. Über ihre Patenschaft berichteten Ben und Hamed in einem Video, welches sie in dem Projekt »STORY KITCHEN – Online Digital Storytelling Training« der Organisation Social Visions gemeinsam erstellten.²⁵ Als das Video aufgenommen wurde, waren Hamed, Ben und sein Mann gerade in Prag, nachdem sie bereits drei Wochen zusammen in Wien verbrachten. Der Anlass hierzu war Hameds erfolgreich bestandener Mittlerer Schulabschluss.

25 Das Video ist unter folgendem Link zu finden: <https://www.wirgestaltenev.de/news/60/41/Patenstory-Hamed-Ben>, vom 31.03.2026.

In dem Video betont der Jugendliche, dass das vertrauensbasierte Verhältnis zwischen ihm und seinem Paten daher rühre, dass Ben seinen Erzählungen und Plänen stets vorurteilsfrei begegnet. Der Patenonkel, wie Ben sich indes selbst bezeichnet, bemüht sich bewusst, dem Jugendlichen neue Perspektiven zu vermitteln. Er habe sich »auf die Fahne geschrieben, dass ich mir erstmal alles anhöre und erstmal alles mitmache und schaue wie es mir damit geht. Und hinterher einfach sage, ›Hey, das mach ich nicht noch mal!‹ oder ›Hey, wir können das auf jeden Fall noch'n bisschen verstärken.« Ben unterstreicht in dem Video ein Wegbegleiter ohne Bevormundung sein, Orientierung geben, aber nicht einschränken zu wollen. Ihre Beziehung vertiefte sich in Zeiten der COVID-19-Pandemie und seither treffen sie sich sehr häufig. Ben schätzt, dass sie im Monat circa 200 Stunden miteinander verbringen. Hamed kommt mehrfach die Woche zu ihm und übernachtet dort auch. Urlaube planen er und sein Mann nur noch gemeinsam mit dem Jugendlichen. Der Pate steht auch der Mutter von Hamed beratend zur Seite und bemüht sich, die Familie als Ganzes zu unterstützen.

Als ich Hamed kennenlernte, wurde schnell deutlich, dass seine Vorstellungen einer Patenschaft weit über schulische Unterstützung hinausgingen. In seinen beiden Paten suchte und fand er Ansprechpartner, die ihm in jenen Lebensbereichen Orientierung gaben, in denen ihm seine Eltern nicht beiseite stehen konnten. Er profitierte sowohl von den Deutschkenntnissen, dem soziokulturell spezifischen Wissen der Mehrheitsgesellschaft als auch von der Lebenserfahrung der beiden Paten. Rückblickend hätte er sich besonders in der ersten Phase des Ankommens in Deutschland eine Patenschaft gewünscht, die ihm hätte helfen können, kulturelle Unterschiede einzuordnen und zu verarbeiten sowie ein neues Umfeld zu navigieren. Von entscheidender Bedeutung war für ihn, dass seine Paten seine Autonomie respektierten und nicht zu bestimmend agierten. Eine Patenschaft verstand er als Freundschaft, in der eine gewisse Reziprozität und insbesondere auch Vertrauen vorherrschen müssen. Der Rückhalt und die Bestärkung, die Hamed in seinen Patenschaften erfuhr, fungierten für den Jugendlichen als Katalysator für seine Persönlichkeitsentwicklung: Das Vertrauen habe ihm »Mut [gegeben], was anderes, was Größeres anzufangen«.

6.5 Lisa: »Wir haben uns gefunden – so richtige Love-Story«

Lisa ist zum Zeitpunkt unseres Interviews im Frühsommer 2020 24 Jahre alt und studiert Gender Studies. Sie pflegt ihre Patenschaft mit Zaynab bereits seit circa fünf Jahren und besucht ihr elfjähriges Patenmädchen noch immer wöchentlich, in den Sommerferien mitunter mehrfach die Woche. Wir kennen uns bereits seit Beginn meiner Forschung im Januar 2019, da Lisa neben ihrer Patenschaft auch als Honorarkraft im Verein die wöchentliche Hausaufgabenhilfe betreut. Für unser knapp dreistündiges Interview treffen wir uns im Außenbereich eines Cafés unweit des Vereins WG.

Für Lisa ist ihr privilegierter Hintergrund ein wichtiges Movens für ihr Engagement. Die Patin betont in unserem Austausch mehrfach, aus einem wohlhabenden Elternhaus

zu kommen und scheint über diesen Umstand in ständiger Reflexion. Die Diskrepanz zu den finanziellen Möglichkeiten ihrer Patenfamilie bezeichnet sie als »ekelhaft«. Sie engagierte sich bereits in ihrer Schulzeit ehrenamtlich als Schwimmlehrerin für Kinder. Als sie dann für ihr Studium nach Berlin kam, entwickelte sie erneut das Bedürfnis, etwas mit Kindern zu tun. Sie suchte zudem sozialen Anschluss und intergenerationalen Austausch außerhalb ihrer »Studi-Bubble«. Damit hob sie sich von ihren Freund:innen ab, die zu der Zeit alle nur auf Party aus waren. Schließlich nahm sie an einer Orientierungsveranstaltung der Stiftung Gute-Tat teil, die daraufhin den Kontakt zum Verein WG herstellte. Dort wurde sie als Ehrenamtliche zunächst in das wöchentlich stattfindende Kiezcafé integriert. Nach etwa einem Jahr übernahm sie die Hausaufgabenhilfe als Honorarkraft. Lisa betont in unserem Gespräch, dass ein Ehrenamt auch wirklich zu einem passen müsse, sonst solle man sich lieber anderweitig orientieren. Für sie schien es zu passen. Sie gehört nunmehr zu den dienstältesten Mitstreiter:innen bei WG, die viele weitere Honorarkräfte und Ehrenamtliche kommen und gehen sah.

Lisa teilt mit mir ihre Überzeugung, dass *jedes* Kind eine Vertrauens- und Bezugsperson außerhalb der eigenen Kernfamilie haben sollte. Diese könnten ihrer Meinung nach durchaus auch bezahlt sein. Für sie selbst war das in ihrer Kindheit und Jugend etwa die langjährige Geigenlehrerin. Da jedoch besonders bei sozioökonomisch benachteiligten Kindern derartige Bezugspersonen häufig schwieriger zu erreichen seien, so überlegt sie weiter, könnten gerade diese Kinder von Formaten wie Patenschaften profitieren. Es dürfe nicht von den finanziellen Möglichkeiten der Familien abhängen, ob den Kindern eine vertrauensvolle Sorgebeziehung ermöglicht wird oder nicht.

Die Patenschaft von Lisa und Zaynab wurde nicht auf die sonst übliche Weise gemacht. Lisa unternahm vor fünf Jahren mit einigen Kindern aus dem Kiezcafé vermehrt Ausflüge ins Freibad. Zaynab gehörte als Wasserratte in dieser Gruppe zum harten Kern. Als die beiden begannen, sich auch zu zweit zu verabreden, intensivierte sich ihr Verhältnis. Ihre Beziehung formalisierten sie dann einige Monate später in Form einer offiziellen Patenschaft. Es habe einfach gepasst zwischen ihnen. Lisa muss lachen, als sie diese Aussage trifft und reflektiert dabei den großen Altersunterschied zu dem damals sechsjährigen Mädchen. Aus ihrer Sicht haben sie sich jedoch gefunden, es sei eine richtige *love story* gewesen. Lisa betont mehrfach die Bedeutung gegenseitiger Sympathie in einer Patenschaft, die zwischen ihr und Zaynab zweifelsohne zu bestehen scheint. Im Laufe unseres Gesprächs wiederholt die Patin, dass auch sie wirklich Spaß an den gemeinsamen Aktivitäten habe.

Amina, die Mutter von Zaynab, stimmte der Patenschaft sofort zu. Sie war mit dem Format bereits vertraut, da zwei ihrer älteren Töchter zu einem früheren Zeitpunkt ebenfalls Patenschaften führten. Amina zählt zu den regelmäßigesten Besucherinnen des Kiezcafés. Auch sie ist eine der Honorarkräfte. Lisa beschreibt Amina, die vor vielen Jahren aus dem Libanon nach Deutschland kam, als aufopferungsvolle Mutter, die alles dafür tut, dass ihre Kinder die bestmöglichen Teilhabechancen und Bildungsperspektiven erhalten und ein gutes Leben führen. Die Mutter sei sich ihrer begrenzten Fähigkeiten, ihre Kinder schulisch zu unterstützen, jedoch bewusst und versuche, diesen Umstand verschiedentlich zu kompensieren: Ihre Töchter besuchen im Zeitraum meiner Forschung regelmäßig die Hausaufgabenhilfe des Kiezcafés. Zudem bemühte sich Amina um eine Nachhilfe, die ihre Töchter in der Vorbereitung auf deren Ab-

schlussprüfung unterstützen konnte. Aus Lisas Erzählungen geht hervor, dass sie auch zu Amina ein enges Verhältnis pflegt und ihr die Beziehung zu dieser unabhängig von ihrer Patenschaft mit Zaynab viel bedeutet.

6.5.1 Das Kind steht im Zentrum der Beziehung

Herausfordernde Momente in ihrer Patenschaft schildert Lisa in unserem Gespräch nur wenige. Eine schwierige Phase in der mehrjährigen Beziehung bringt sie jedoch mit der aufkeimenden Pubertät des Mädchens in Zusammenhang. Besonders die Monate vor dem Ausbruch der COVID-19-Pandemie hatte sie Sorge, dass Zaynab es nicht mehr cool finden könnte, sich mit ihrer Patin zu treffen: »Das war auf jeden Fall so 'ne Phase, wo ich schon auch so'n bisschen Angst hatte, dass das endet und so. Aber ich glaub, das hatte ich auch mega schnell, weil mir Zaynab einfach viel bedeutet.« (Interview 16.06.2020)²⁶ Lisa berichtet mir, in dieser Zeit vermehrt auf die Bedürfnisse des Mädchens eingegangen zu sein: Sie begleitete sie und eine Freundin beispielsweise in ein nahegelegenes Einkaufszentrum zum Shoppen. Das Mädchen wolle eben ein Teenie sein und coole Dinge unternehmen, so interpretiert die Patin in der Retrospektive diese Phase der Beziehung, darf vieles jedoch noch nicht alleine. Indem sie ihr Patenkind bei derartigen Unternehmungen begleitete, positionierte sich Lisa als Aufsichtsperson, die Zaynab einen sicheren Raum schuf, der es ihr ermöglichte, ihren Bedürfnissen nachzugehen. Wenn das Mädchen dann bei einem solchen Treffen den Großteil der Zeit mit ihrer Freundin sprach, so überlegt Lisa rückblickend, aber zehn Minuten mit der Patin über ihre Gefühle kommunizierte, sei das schon bedeutsam gewesen. Für Lisa ist es wichtig, derartige Durststrecken in der Beziehung durchzuhalten, schließlich hätten wichtige Bezugspersonen während den herausfordernden Phasen ihrer eigenen Jugend auch durchgehalten. Sie unterstreicht, dass es gerade die langfristigen Beziehungen und Freundschaften im Leben seien, die die einen Unterschied machten.

Die Einschränkungen der COVID-19-Pandemie halfen ihnen schließlich aus dieser Schlappe wieder heraus: Ich erfahre, dass für Lisa zu keinem Zeitpunkt zur Debatte stand, während der pandemischen Kontaktrestriktionen auf den Besuch bei der Patenfamilie zu verzichten. Diesbezüglich ist sie eine Ausnahme. Die Mehrzahl der Pat:innen hatte im Vergleich dazu entweder Angst davor, sich in den Familien mit dem Virus anzustecken, wenn sie die weiten Familiennetzwerke beobachteten, in denen der Kontakt aufrechterhalten wurde, oder davor, selbst ein Infektionsrisiko darzustellen. Zudem waren viele von ihnen vermehrt mit eigenen Belastungen beschäftigt und konnten nur wenig Energie für ihre Patenschaften aufbringen. Für Lisa hingegen waren die Familienbesuche für die Aufrechterhaltung ihrer mentalen Gesundheit bedeutsam, denn ihr half das Gefühl, gebraucht zu werden, über die schwierigen Monate hinweg. Dass sie zwei bis drei Mal die Woche mit verschiedenen Spielen im Gepäck eine nicht-digitale Form der Ablenkung in die Familie brachte, schienen selbst die älteren Schwestern von Zaynab zu begrüßen. Zudem wollte Lisa die Kinder der Familie nicht mit den Hürden, die durch den Distanzunterricht gerade für bildungsbenachteiligte Familien entstanden, allein

26 Die nachfolgenden Zitate entstammen, wenn nicht anders gekennzeichnet, ebenfalls diesem Interview.

lassen. Allen voran befürchtete die Patin jedoch mit einer zu langen Kontaktpause die Verbindung zu dem Mädchen zu verlieren. Für ihren Entschluss, den Kontakt zu ihrer Patenfamilie aufrechtzuerhalten, nahm Lisa einen Streit mit ihrem Partner in Kauf, der das kritisierte.

Für Lisa stellt das Patenkind das Zentrum ihrer Beziehung dar:

Zaynab nimmt immer mehr Raum in unserer Patenschaft ein als ich, das liegt halt an der Altersdifferenz. Aber dafür kann ich irgendwie auch voll viele Sachen machen, die ich irgendwie mit Leuten in meinem Alter oder mit erwachsenen Leuten nicht so machen kann. Und mir macht das auch voll viel Spaß irgendwie, so zu spielen oder Quatsch zu machen.

Die Patin bezieht die asymmetrische Ausrichtung ihrer Freundschaft mit Zaynab hauptsächlich auf den Altersunterschied, betont jedoch zugleich eine Form der Reziprozität: Auch sie zieht etwas aus der Beziehung zu dem Kind, das sie in anderen Beziehungen nicht zu finden vermag. Wie auch schon andere Pat:innen hebt sie zudem den Effekt einer Auszeit hervor, den die Treffen mit Zaynab für sie haben:

[B]ei voll vielen Sachen, so wenn ich auch gestresst bin oder so, ist mir trotzdem voll wichtig, die [Patenfamilie] zu sehen, weil das für mich oft so 'ne Auszeit bedeutet. Also ich guck halt oft nicht auf mein Handy, wenn ich bei denen bin. Zaynab und ich spielen ja auch oft etwas oder machen irgendwelche Ausflüge, die mich dann immer so voll ablenken [...]. Man redet halt voll oft so irgendwie über andere Themen [...].

Neben dieser Auszeit schätzt sie das Spielerische, dem sie sich in ihrer Patenschaft hingeben kann, sowie die Vielfalt an Perspektiven, die sie durch den Austausch über verschiedene Differenzlinien hinweg erhält und die ihr helfen, ihre eigenen Privilegien sowie ihren Klassismus kritisch zu hinterfragen. Sich auf Aktivitäten einzulassen, die nicht ihrem üblichen Freizeitrepertoire entsprechen, wird für Lisa zu einer Möglichkeit, ihre eigenen Ansprüche und Vorurteile zu reflektieren:

Ich würd' da vielleicht [zu manchen Aktivitäten] nicht selber hingehen, aber mir macht das auf jeden Fall Spaß da hinzugehen und vielleicht... also ich finde bei so manchen Sachen steht man sich dann vielleicht auch so selbst im Weg, wenn man Sachen so uncool findet. Also ich vergleich das manchmal so mit Touri-Aktivitäten: So manche Touri-Aktivitäten können halt auch wirklich einfach Spaß machen, aber man ist immer so »Uh, ich will nicht so uncooler Touri sein!« und so sehe ich das halt auch mit so voll vielen so poppigen mainstream-Sachen, die jetzt irgendwie cool sind [...] bei den Teens.

Neben derlei Momenten der Perspektiverweiterung hebt die Patin auch alltägliche Dinge, die sie von der Patenfamilie erhält, als bedeutsam hervor wie etwa Rezepte und Essen. Daneben schätzt sie besonders ihre Integration in deren Familien- und Freundeskreis: »Also die haben mich natürlich nicht von einem Tag auf den anderen aufgenommen. Aber mittlerweile bin ich da so voll drin und die würden, glaub ich, auch viele Sachen für mich machen, ohne das überhaupt zu hinterfragen.« Was diese Hilfsbereitschaft betrifft, so ist Lisa der Meinung, dass sie womöglich sogar noch weiter geht als

die ihrer eigenen Mutter. Im Gegenzug hofft die Patin, dem Mädchen neben schulischer Unterstützung und beruflichen Perspektiven auch Selbstbewusstsein, Offenheit gegenüber verschiedensten Dingen und Menschen, eine Form des kritischen Denkens und die Fähigkeit, Dinge zu hinterfragen, vermitteln zu können.

Herausfordernd erlebt Lisa die Themenfelder Sexualität und Religion. Diesbezüglich scheinen ihre Wertvorstellungen und Überzeugungen am stärksten von denen der Patenfamilie abzuweichen. Ihre Strategie ist es, diese Themen weitestgehend zu vermeiden. Sie ist der Meinung, dass man nicht alles miteinander aushandeln muss. Man könne und solle hier Differenzen einfach akzeptieren. Als das Mädchen etwa anfang, Kopftuch zu tragen, war die Patin sehr darum bemüht, nicht die Position eines vorurteilsbelasteten weißen Feminismus »á la Alice Schwarzer« zu verkörpern, der in dem Kopftuch ein Symbol für die Unterdrückung muslimischer Frauen versteht. Sie mutmaßt, dass in der ersten Woche, die das Kind das Kopftuch trug, mindestens sechs Lehrer:innen, die sich bislang wenig für Zaynab interessierten, diese aufsuchten, um sicherzustellen, dass sich in der Kopfbedeckung nicht eine Form familiärer Unterdrückung manifestierte. Von derlei Positionierungen und Unterstellungen versucht sich Lisa dezidiert zu distanzieren.

Als ich mich erkundigte, was es ihrer Meinung nach für eine gelingende Patenschaft braucht, benennt sie die folgenden Aspekte:

Offenheit für das Gegenüber. Nicht mit irgendwelchen Ideen, was die andere Person ist oder sein sollte da ran gehen und vielleicht auch Sachen, die man selber vielleicht nicht so ganz vertritt oder so – offen da sein, das zu verstehen oder eben auch zu sagen, »Hier sind unsere Grenzen, das ist aber auch okay, dass wir irgendwie nicht miteinander zusammenpassen« oder sowas.

Weiterhin seien Verständnis gegenüber den Kindern und dafür, dass diese auch einfach mal Quatsch machen, essentiell, ebenso wie Geduld, über Durststrecken hinweg dabei zu bleiben. Das Kind stehe im Zentrum der Beziehung, so unterstreicht die Patin abermals. Lisa ist es nicht wichtig, mit Zaynab über alles sprechen zu können. Ihr ist es aber wichtig, dass Zaynab das Gefühl hat, mit *ihr* über alles sprechen zu können.

Als wir uns nach unserem Interview das nächste Mal im Verein sehen, berichtet mir Lisa, noch lange über unseren Austausch nachgedacht zu haben – wann habe man schon einmal so viel Zeit für das Thema?! Hinsichtlich gelingender Patenschaften und der Gefahr einer Ausbeutung von (weiblichen) Ehrenamtlichen ergänzt sie, dass eine Patenschaft nur dann funktionieren könne, wenn das Patenkind und dessen Familie nicht multiple Problemlagen hätten, mit denen Pat:innen einen Umgang finden müssen. Dann würden Patenschaften nicht funktionieren, weil die Ehrenamtlichen schlichtweg ausgenutzt und überfordert würden. Derlei abzufangen ist für Lisa Aufgabe des Staates, nicht der Freiwilligen. Sie sei sehr froh, in der Patenschaft mit Zaynab nicht mit derartigen Problemlagen konfrontiert zu sein: »Das wäre jetzt für mich mehr Arbeit als irgendwie auch bisschen Spaß.«

6.5.2 Die Beziehung verändert sich so schnell...

Über zwei Jahre später treffe ich Lisa zur Weihnachtsfeier von WG wieder. Sie ist heute ohne Zaynab da, für die derartige Veranstaltungen – nun vollends in der Pubertät angekommen – ihren Reiz verloren haben. Lisa erzählt mir, die Patenfamilie nach wie vor wöchentlich aufzusuchen. Sie unternimmt nunmehr mit dem Mädchen hauptsächlich etwas bei der Familie zu Hause, da die Jugendliche kaum noch Lust auf auswärtige Aktivitäten hat. Das findet die Patin manchmal langweilig. Aber sie betont auch, es zu genießen, etwa gemeinsam Karten zu spielen. Gerührt berichtet sie mir, dass auch die älteren Schwestern ihres Patenkindes ihren wöchentlichen Besuch freudig erwarteten: Sie komme immer zwischen 17 und 18 Uhr und die Mädchen würden ab 17 Uhr den Wecker stellen und gemeinsam auf ihre Ankunft warten.

Als anstrengend an einer langjährigen Patenschaft – in ihrem Fall nunmehr über sieben Jahre – beschreibt sie, dass sich die Beziehung so schnell verändere. Das treffe natürlich auch auf anderweitige Freundschaften zu. Durch den Altersunterschied zu den Patenkindern, so konkretisiert sie ihre Aussage, die in den Jahren der Patenschaft rasantere Entwicklungen durchliefen als Erwachsene, vollzögen sich die Veränderungen jedoch schneller und intensiver. Vor diesem Hintergrund hebt sie die Bedeutung ihrer Beziehungen zu den Geschwistern des Patenkindes sowie zu deren Mutter hervor, die ihr neben dem Verhältnis zu Zaynab in den vergangenen Jahren zusehends wichtiger geworden sind. Zu einem Zwischengespräch mit der Koordinatorin erklärte Lisa dem Mädchen, dass es okay sei, sollte es irgendwann feststellen, die gemeinsamen Treffen nicht mehr zu wollen. Die Patin ist sich jedoch sicher, so unterstreicht sie mir gegenüber, dass die Beziehungen zu den anderen Familienmitgliedern, allen voran zu der Mutter, auch einen solchen Entschluss des Patenmädchens überdauern würden. Bemerkenswert ist, dass Lisa, die nunmehr ihr Studium beendet hat und sich aktuell auf diverse Stellen bewirbt, einen Umzug in eine andere Stadt ausschließt. Sie ist sich sicher, dass eine solche Distanz für die Beziehung zu ihrem Patenkind und dessen Familie nicht funktionieren würde.

* * *

Die Patenschaft von Lisa und Zaynab gehörte zu den längsten im Verein WG. Auch nach vielen Jahren bemühte sich die Patin darum, den wöchentlichen Rhythmus der Treffen mit ihrer Patenjugendlichen aufrechtzuerhalten und bezog das Verhältnis zu der Patenfamilie bewusst in ihre Zukunftspläne ein. Beides ist ungewöhnlich. Die Herausforderungen, die sie in der Beziehung erlebte, bezogen sich vor allem auf Veränderungen in ihrem Verhältnis zu dem Mädchen, die sie mit dessen Pubertät in Zusammenhang brachte und die bei der Patin Unsicherheit und eine gesteigerte Vulnerabilität produzierten: Sie befürchtete, dass Zaynab das Interesse an der Patenschaft verlieren könnte – eine weitere Dimension der Komplexität von Machtdynamiken in Patenschaften. Die Patin bemühte sich angesichts derartiger ›Durststrecken‹ umso mehr, sich sensibel an den Bedürfnissen ihres jüngeren Gegenübers auszurichten und gemeinsame Aktivitäten anzupassen. Dass sie das Mädchen stets ins Zentrum der Beziehung rückte, führte nicht dazu, dass die Patin eine Reziprozität in der Patenschaft vermisste. Denn auch Lisa

zog über die Dauer der Beziehung stets etwas Positives aus den gemeinsamen Treffen: Sie fühlte sich in die Familie integriert und von dieser unterstützt. Sie vermochte zudem, durch die Patenschaftstreffen ihrem eigenen Alltag und dessen Verpflichtungen zu entfliehen, hatte Spaß und fühlte sich gebraucht. Weiterhin boten sich ihr fortwährend Momente der kritischen Selbstreflexion und Perspektiverweiterung, die sie schätzte.

Patenschaften, wie sie Lisa und Zaynab pflegten, werden hauptsächlich durch die Bindung und Nähe zwischen den Akteuren getragen. Ist die Triebfeder der Patenschaftsbeziehung hingegen vor allem ein Motiv des Helfens, der Wille, etwas Gutes zu tun, und/oder eine politische Überzeugung der Pat:innen, so fällt es den Freiwilligen schwerer, das Verhältnis angesichts eigener Herausforderungen und/oder Irritationen im Miteinander aufrechtzuerhalten. Das Engagement ist dann geprägt von hohen Selbstansprüchen, Erwartungen an das Gegenüber und an die Beziehungsentwicklung. Des Weiteren besteht die Gefahr, dass sich ein (unreflektiertes) Bedürfnis nach Reziprozität in eine Erwartung von Dankbarkeit übersetzt, die wiederum die Asymmetrie in der Beziehung und das Potenzial für affektive Dissonanzen zusätzlich verstärkt. Auch in Lissas Motivation für ihre Patenschaft fanden sich jene Aspekte des Helfens, das Bedürfnis gebraucht zu werden und ihre politische Überzeugung. Entscheidend erscheinen mir in ihrer Beziehung mit Zaynab und deren Familie jedoch die gegenseitige Sympathie und Zuneigung gewesen zu sein. Diesbezüglich hatten sie einen leichteren Start als andere Patenschaften: Ihre Beziehung sah sich nie mit der Notwendigkeit konfrontiert, die anfängliche Künstlichkeit und all die damit einhergehenden Herausforderungen, die ein klassischer Matching-Prozess beinhaltet, bewältigen zu müssen.

6.6 Eva: »Man will ja auch 'ne gute Patin sein«

Eva ist eine der Studierenden, die sich im Rahmen des Praktikumsprojektes bewarb. In dem Motivationsschreiben, zu dem ich alle Interessierten aufforderte, formuliert sie folgendermaßen:

Dieses Praktikum interessiert mich besonders, da es zum Einen einen Beitrag zum Gemeinwohl leistet und zum anderen in einem größeren Forschungskontext stattfindet. Zudem wird sich auf fachlicher Ebene nicht nur inhaltlich mit dem Seminar und anthropologischen Methoden auseinandergesetzt, sondern es werden auch Eindrücke von den Möglichkeiten nach der Universität geboten. (Motivationsschreiben 02.09.2019)

Aus ihrem Schreiben geht weiterhin hervor, dass sie bereits in der Geflüchtetenarbeit tätig war und durch Praktika, Ehrenämter und Au-pair-Aufenthalte ebenfalls Erfahrungen in der Arbeit mit Kindern sammeln konnte. Auf die Bezeichnung des Praktikumsprojektes, »Integration als dialogischer Prozess«, nimmt Eva dezidiert Bezug:

Besonders interessant finde ich zudem den dialogischen Ansatz; auch in meinen bisherigen Erfahrungen sozialen Engagements hat sich die Zusammenarbeit und das Ge-

sprach von Mensch zu Mensch als sehr bereichernd gezeigt. Außerdem glaube ich, dass Integration immer beide Seiten involvieren sollte.

Eva setzte sich mit dem Themenfeld um Integration und der Problematik einer einseitigen Integrationsforderung an migrantisierte Personen also bereits auf einer konzeptuellen Ebene auseinander. Ihre bisherige Erfahrung zeigte ihr darüber hinaus den Stellenwert einer direkten Begegnung. Im späteren Erstgespräch mit Mirjam, an dem ich teilnehmen darf, vertieft sie diesen Aspekt und benennt hier den Unterschied zwischen dem Ansatz von Integration und Inklusion. Sie vertritt Letzteren und artikuliert ihren Anspruch, einen Raum schaffen zu wollen, in dem jeder so sein kann, wie er ist.

Zu unserem ersten Treffen als Fokusgruppe (17.09.2019) bitte ich die Anwesenden noch einmal, ihre Motivation für die Patenschaft kurz für sich festzuhalten und dann vorzutragen. *Was verstehst du unter einer Patenschaft? Warum ist eine Patenschaft sinnvoll? Welche Erwartungen hast du an die Patenschaft sowie den Verein?* Unter einer Patenschaft versteht Eva zu diesem Zeitpunkt, »voneinander [zu] lernen«, Unterstützung anzubieten, direkt helfen zu können, einen Safe Space zu kreieren und eine Ansprech- und Vertrauensperson zu sein. Auch wenn Eva mit ihrem ersten Stichpunkt einen beidseitigen Wissenszuwachs hervorhebt und annimmt, dass auch sie etwas von der Beziehung erhält, nämlich »mehr Sensibilität und einen Umgang mit komplexen Themen«, »Sprachbarrieren [zu] umgehen«, eine »gegenseitige Bereicherung« füreinander zu sein und die »eigene Perspektive« infrage zu stellen, reflektiert sie zugleich das Erfahrungs- und Wissensgefälle in der Beziehung. Denn während sie erwartet, sich vor allem in Selbstreflexion und zwischenmenschlichen Umgangsformen weiterzuentwickeln, stellt sie sich darauf ein, ihrem Patenkind alltagsweltliche Unterstützung in Form von Hausaufgabenhilfe, kreativen Unternehmungen und Ausflügen anzubieten. Sie ist vorbereitet, sich dabei voll und ganz an dem Patenkind zu orientieren. Diesen Selbstanspruch wiederholt sie auch beinahe fünf Monate später in einem Fokusgruppentreffen, zu dessen Zeitpunkt ihre Patenschaft zu dem achtjährigen Sero bereits weithin gediehen ist:

Ich find schon, dass so ein bisschen Druck da ist, dass man dann auch – man will ja auch 'ne gute Patin oder 'n guter Pate sein und dass dann so die Erwartung ist, jetzt musst du auch was Wertvolles in die Patenschaft reingebracht haben. Den Anspruch will ich ja auch selber haben. Ich will ja auch was Schönes in die Patenschaft reintragen und nicht nur irgendwie nehmen. (Fokusgruppe 31.01.2020)

Eva schafft es, ihre Bereitschaft zu geben und sich fortwährend den Bedürfnissen des Patenkindes und dessen Familie anzupassen, in den folgenden Jahren aufrecht zu erhalten. Ihre Patenschaft ist eine der intensivsten, die ich im Verlauf meiner Forschung beobachten konnte. Nichtsdestotrotz – oder vielleicht auch gerade darum – ist auch diese Beziehung von diversen Herausforderungen geprägt.

Im Erstgespräch mit der Koordinatorin erklärt Eva, sich einen jüngeren Jungen als Patenkind zu wünschen, da sie mit jüngeren Kindern bereits durch frühere Tätigkeiten sowie ihre Brüder Erfahrungen sammeln konnte. Eine potenzielle Herausforderung in der Patenschaft, so antwortet Eva auf die Frage der Koordinatorin, stelle ihre Schwierigkeit dar, sich gegenüber fremden Schicksalen abzugrenzen. Sie nehme sehr viel

Anteil und sei schnell mitgenommen und betroffen, gerade wenn sie Schicksalsschläge und Herausforderungen direkt miterlebe. Aus diesem Grund habe sie nicht Soziale Arbeit studiert. Sie könnte dabei nicht die nötige Distanz aufrechterhalten. Eine weitere Schwierigkeit könnte sein, dass sie manchmal ausgenutzt werde, was sie ebenfalls darauf bezieht, sich nur schwer abgrenzen zu können.

Das Kennenlernetreffen, bei dem sich normalerweise Pat:in und Patenkind sowie die Eltern das erste Mal begegnen, läuft bei Eva, die gemeinsam mit Helen, einer anderen Studentin des Praktikumsprojektes, zwei Brüder vermittelt bekommen soll, zur Irritation aller Beteiligten etwas anders ab. Eva, die bereits weit vor der verabredeten Zeit in den Vereinsräumlichkeiten erscheint, ist sichtlich nervös und gibt an, einen guten Eindruck machen zu wollen. Leila, die Mutter der Jungen, erscheint mit ihrem dreijährigen Sohn um die Patinnen zu treffen und den Vertrag zu unterzeichnen. Ihre älteren Söhne, um die es heute eigentlich gehen sollte, sind nicht anwesend. Dass die Familie bereits über Erfahrungen mit Patenschaften verfügt, lässt Mirjam schlussfolgern, dass die Mutter über den Ablauf der Vermittlung eigentlich hätte Bescheid wissen müssen. Die Koordinatorin ärgert sich über die Situation und geht davon aus, dass die Jungen erst gar nicht gefragt wurden. Den Kindern müsse jedoch, so ihre Überzeugung, Mitspracherecht und Handlungsmacht eingeräumt werden. Es gehe schließlich um sie. Der Mutter der Jungen wird unterstellt, über die Köpfe ihrer Söhne hinweg – nicht auf Augenhöhe mit ihnen – zu bestimmen und damit ihre elterliche Autorität unangemessen auszuagieren. Mirjam konstatiert, dass sich an den unterschiedlichen Umgangsformen mit den Kindern das Aufeinanderprallen der Kulturen abzeichne.

Im weiteren Verlauf dieses ersten Treffens mit den neuen Patinnen spricht die Mutter über die vergangenen drei Patenschaften ihrer Söhne und hebt eine davon als besonders positiv hervor. Eva berichtet mir später, dabei ein komisches Gefühl bekommen zu haben. Sie habe sich unter Druck gesetzt gefühlt, den hohen Erwartungen, die ihre Vorgängerinnen bei Leila aufbauten, nicht zu entsprechen. Diese Befürchtung sollte sich viele Monate später als unbegründet herausstellen, als die Mutter in Evas Abwesenheit Mirjam bittet, einen positiven Vermerk in deren Akte zu machen. Sie sei sehr, sehr zufrieden. Derartige Aktenverweise, in denen die ›Qualität‹ von Pat:innen festgehalten wird, existieren bei WG nicht.

Leila berichtet uns Anwesenden zu dem Kennenlernetreffen weiterhin über ihre bisherigen Erfahrungen in Deutschland, ihre Deutschkenntnisse, ihre Berufswünsche, ihre Familie und die Bildungsaspirationen, die sie – selbst in Syrien Lehrerin gewesen – für ihre Kinder hegt. Der Mutter ist der schulische Erfolg ihrer Kinder offensichtlich sehr wichtig. Mirjam kommentiert die strengen Vorgaben der Mutter jedoch kritisch und betont, wie wichtig auch Freizeit und alternative Lernformen für die Kinder seien. Die Kinder hätten in der Schule schon genug Druck. Im Vergleich zu anderen Eltern zeigt sich Leila in ihren Vorstellungen, welchen Stellenwert schulische Inhalte in den Patenschaften spielen sollen, äußerst bestimmt. In einem späteren informellen Gespräch erfahre ich von Mirjam, dass sie bereits in mehreren Konfliktgesprächen versucht habe, der Mutter zu vermitteln, worum es dem Verein bei den Patenschaften geht. Leila habe nunmehr bereits mehr Verständnis für den Stellenwert der freizeithlichen Gestaltung der Patenschaften. Mirjam empfiehlt den beiden neuen Patinnen im Anschluss an das Ken-

nenlernesgespräch dennoch, in ihren Patenschaften mit Hausaufgabenunterstützung zu beginnen, um nicht gleich mit der Mutter in Konflikt zu treten.

Zum Ende des Kennenlernetreffens bittet Leila, dass eine der zwei neuen Patinnen sie nach Hause begleitet, um mit dem älteren Sohn für eine am kommenden Tag anstehende Klassenarbeit zu lernen. Dieser Wunsch löst bei der Koordinatorin abermals Irritation aus, da er als überzogenes Anspruchsdenken der Mutter interpretiert wird. Auch wenn Mirjam die Strenge und die Erwartungen der Mutter an die Patenschaft kritisiert, erklärt sie nach dem Treffen reflektierend: »Das sind halt die, die dann auch weiterkommen« – im Gegensatz zu jenen Eltern, die zu Hause sitzen und sich nicht trauen. Die frisch gebackenen Patinnen werden in diesem Zuge dennoch ermutigt, die Forderungen der Mutter einzugrenzen, sollte es ihnen zu viel werden. Das würde diese schon verstehen.

Eva kann an diesem Abend den Besuch bei der Familie nicht einrichten und lernt ihr Patenkind stattdessen am darauffolgenden Wochenende kennen. Helen, die andere Patin, willigt in das spontane Nachhilfetreffen ein. Beide Patinnen reflektieren diesen ungleichen Start im Nachhinein sehr verschieden. Helen überlegt in einem Fokustreffen viele Monate später, ob ihre Einwilligung in dieses erste Treffen mit ihrem Patenkind zu Lernzwecken nicht dazu geführt habe, dass sie auch in den folgenden Monaten von der Mutter und den Kindern vorrangig mit der Rolle einer Nachhilfelehrerin – im Gegensatz zu Eva – assoziiert wurde, die nicht ihren eigenen Vorstellungen einer Patenschaftsbeziehung entspricht. Eva hingegen bedauert, an diesem ersten Abend verhindert gewesen zu sein, da damit der Start in ihre Patenschaft von einer Absage an den Wunsch der Mutter geprägt war. Dieser Überlegung liegt der Anspruch zugrunde, den Bedürfnissen der Familie nachkommen und diese nicht enttäuschen zu wollen – ein Thema, das auch in den kommenden Monaten von Relevanz sein sollte.

In den kommenden Wochen lotet Eva ihre Rolle(n) in dem Patenschaftsgefüge aus und verhandelt dabei verschiedene Ansprüche und Erwartungen: Nach einem mehrstündigen Treffen mit ihrem Patenkind und dessen Bruder, circa fünf Wochen nach deren Kennenlernen, sind die drei auf dem langen Weg zu der Großmutter der Jungen.²⁷ Die Brüder verhalten sich in der S-Bahn laut und Eva spürt zunehmend die Blicke der sie umgebenden Menschen. Sie bittet die Jungen diskret um Zurückhaltung, allerdings wenig erfolgreich, denn ein weiterer Fahrgast schaltet sich ein und weist die Kinder zurecht: »*Tamam!* Jetzt hört auf sie!« Der Patin ist das äußerst unangenehm, denn sie fühlt sich in ihrer Rolle als Aufsichtsperson von dem fremden Mann verkannt. Als es ihr schließlich zu viel wird, hebt sie gegenüber den Jungen die Stimme und droht ihnen, die Eltern anzurufen. In der Reflexion hierüber äußert sie sich später verunsichert: »Zum ersten Mal stehe ich wirklich im Konflikt. Bin ich Autoritätsperson oder Freundin?« Sero fällt der Wechsel in ihrem Verhalten ebenfalls auf und er kommentiert das Schimpfen, was Evas Unsicherheit weiter verstärkt. Von der Mutter wird die Patin wiederholt zu eben solcher Strenge gegenüber ihrem achtjährigen Patenkind und dessen Bruder angehalten. Eva findet diese Rollenzuweisung jedoch schwierig und erklärt: »Ich will nicht so von oben herab [handeln], sondern auch wie 'ne Freundschaft

27 Eva berichtete von der Situation ausführlich in unserer Fokusgruppe und fertigte hierzu eine Vignette an. Die nachfolgenden Beschreibungen und Zitate basieren auf dieser Vignette sowie den Aufzeichnungen unserer Fokusgruppentreffen.

... ein bisschen.« (Fokusgruppe 17.12.2029) Sie ist bestrebt, ihre Rolle explizit von der der Mutter abzugrenzen, aber stößt dabei an Grenzen. Sie fühlt sich unwohl, gegenüber den Jungen durchzugreifen, nimmt jedoch gleichzeitig wahr, dass das äußere Umfeld und nicht zuletzt auch die Mutter der Jungen genau das von ihr verlangen. Zudem verletzt sie die Vorstellung, Dritte würden ihre Rolle als Aufsichtsperson gegenüber den Jungen nicht ernst nehmen. Sie schafft es zunächst nicht, dieses Spannungsverhältnis für sich aufzulösen und verbleibt in der Reflexion hierüber irritiert.

6.6.1 Integration in die Familie

In den folgenden Monaten intensiviert sich die Beziehung von Eva zu der Familie ihres Patenkindes stetig. Ihre Patenschaft ist geprägt von mehrstündigen Treffen, die oft den ganzen Tag in Anspruch nehmen. Zu einer Verabredung mit den Koordinatorinnen Mirjam und Kerstin erwähne ich, dass Eva manchmal acht bis neun Stunden mit der Patenfamilie verbringt, woraufhin Mirjam sofort entgegnet, dass die Patin hier unbedingt lernen müsse, Grenzen zu setzen. Sie hält derlei lange Treffen nicht für angemessen und befürchtet eine Überlastung der Patin. Zu dem nächsten Treffen unserer Fokusgruppe berichte ich von der Reaktion der Koordinatorin, woraufhin Eva sogleich bekräftigt, dass derartige Treffen für sie keineswegs eine Belastung darstellen. Im Gegenteil. Sie betont, die Aktivitäten im familiären Umfeld ihres Patenkindes, die über den Austausch mit dem Jungen hinausgehen, als äußerst wichtig zu empfinden.

Als im Februar 2020 der Geburtstag von Seros Bruder gefeiert wird, beschreibt Eva in einer Vignette, sich zunehmend in den Familienverbund integriert zu fühlen:

Es findet die Geburtstagsfeier des Bruders meines Patenkindes statt. Ich wurde eingeladen, etwas früher als die Gäste zu kommen. Da ich wegen meiner Prüfungen die letzten zwei Wochen nicht kommen konnte, kommt mir der Empfang besonders herzlich vor. Die Mutter, Leila, umarmt mich und sagt »Wir haben dich sehr vermisst. Du bist doch Teil unserer Familie!« Mir fällt auf, wie sehr ich die Energie vermisst habe. Nach und nach treffen die Verwandten ein, die ich inzwischen auch alle kenne und die mich ebenfalls herzlich begrüßen. Als die eingeladenen Kinder dazustoßen, sitze ich mit ihnen zunächst im Wohnzimmer, ohne darüber nachzudenken. Kurz darauf holt mich Leila in die Küche zu den Erwachsenen. Es sind viele Frauen hier, Freundinnen und Verwandte, die alle nur Arabisch sprechen. Ich sitze etwas hilflos in der Menge und versuche, nicht teilnahmslos auszusehen. Doch trotz der Sprachbarriere fühle ich mich nicht fehl am Platz. Besonders die beiden Omas und die Tanten haben häufig Körperkontakt zu mir, mal eine Hand an der Schulter, mal am Knie oder am Rücken. Ich fühle mich wahrgenommen und gewertschätzt [sic!] – auf nonverbale Weise. Auch beim Essen – das Leila extra auch vegan gemacht hatte – nehmen die Verwandten häufig Bezug auf mich, geben mir Nachschlag und fragen, ob es mir schmeckt.

In unserer Fokusgruppe führt Eva aus, sich zunächst bei den Jungen im Wohnzimmer der Familie wohler gefühlt zu haben, weil diese alle Deutsch sprechen. Sie wird von der Mutter jedoch in den Kreis der Erwachsenen in die Küche gerufen und gefragt, warum sie überhaupt bei den Kindern sitze. Bei den Frauen ist am heutigen Tag ihr Platz. Nonverbale Gesten geben ihr trotz Sprachbarrieren das Gefühl, Teil der Gruppe zu sein. Eva

hebt Gefühle der Wertschätzung und Sichtbarkeit hervor, welche jedoch diffuseren Affekten der Hilflosigkeit und Anspannung ambivalent entgegenstehen, die sie bewusst zu kaschieren versucht.

Die Nähe zu der Familie nimmt in den kommenden Wochen und Monaten spürbar zu. Die alles verändernde COVID-19-Pandemie und die Ängste, Vorsichtsmaßnahmen und neuen Verhaltensweisen spielen dabei eine wesentliche Rolle. Eva verfasst hierzu eine weitere Vignette:

Es ist ein Samstag Anfang März 2020 und die Corona-Angst hat sich auch schon in der Familie verbreitet. Mein Patenkind und ich sitzen gerade am Wohnzimmertisch und zeichnen, als ich eine Nachricht bekomme: Mein Mitbewohner kommt aus einem Risikogebiet mit Ausgangssperre in unser Wohnheim zurück. Ich erwähne es bei Sero nur beiläufig, aber kurz darauf kommt seine Mutter ins Zimmer und besteht darauf, dass ich ein paar Tage bei ihnen bleibe. Ich bin sehr zögerlich, will nicht zusätzlich eine Belastung sein. Auch der Vater und die Kinder wiederholen, dass ich bleiben soll. Also einigen wir uns auf eine Nacht, bevor ich nach Bayern zu meiner Familie fahre. Kurzerhand eile ich los, um einen kleinen Koffer zu packen. Wieder zurück will Leila, Seros Mutter, auch mit meiner Mutter telefonieren und sie unterhalten sich eine Weile. Nach dem Essen helfe ich noch beim Abspülen – was ich heute zum ersten Mal darf, mit der Begründung, dass ich jetzt Teil der Familie sei. Bevor wir ins Bett gehen, zeigt mir Leila, wo ich Sachen fürs Frühstück finde, erklärt, dass ich alles im Bad benutzen könne und in ihrem Bett schlafen solle. Sie und der Kleine legen sich dazu und wir hören auf YouTube Koran. Obwohl ich nicht muslimisch bin, bewegt mich das Video. Das Kind ist sehr aktiv und es dauert eine Weile, bis es ruhig wird. Aber die Situation hat dennoch etwas sehr Beruhigendes und Vertrautes. Irgendwann merke ich, wie Leila aufsteht und zu ihrem Mann geht. Nach einer Weile höre ich Gebet aus dem Wohnzimmer. Um halb sechs wache ich am nächsten Morgen auf, weil ich Stimmen höre. Seros Bruder ist zum Beten gegangen. Ich schlafe wieder ein und um sieben kommt Sero ins Zimmer und wir quatschen und spielen leise zusammen, bis sein älterer Bruder aufwacht. Zusammen verbringen wir den Morgen und die beiden helfen mir, Kaffee zu machen.

Aus dieser Vignette geht hervor, dass die wachsende Nähe zu der Familie des Patenkindes durch verschiedene Aspekte hervorgerufen und verstärkt wurde: Da war die Sorge der Mutter um die Patin, die aufgrund der sich zuspitzenden und allseits Unsicherheit hervorruhenden pandemischen Situation beschloss, Eva solle bei der Familie bleiben. Diese transzendierte damit die Rolle des Gastes und wurde Teil einer familiären Intimität, die sie bislang nicht erfuhr. Ein weiterer bedeutsamer Aspekt der Nähe war die Kontaktaufnahme Leilas zu der Mutter der Patin. Auch ein derartiger Austausch zwischen den Eltern von Patin und Patenkind war vergleichsweise selten. Mitunter besuchten Patenkinder die Wohngemeinschaften von Pat:innen und lernten infolgedessen deren Mitbewohner kennen oder trafen auf Partnerinnen oder eigene Kinder der Pat:innen. Die Eltern der Pat:innen waren jedoch meist nicht direkt beteiligt, sondern erkundigten sich lediglich bei ihren Kindern über die Entwicklung der Patenschaft.

Als wir die Vignette in unserem nächsten Fokusgruppengespräch besprechen, ist es das erste Mal, dass ich höre, dass Pat:innen bei ihren Patenfamilien übernachteten. Normalerweise wird von Vereinsseite häufig vor einer zu intensiven Nähe gewarnt – hin-

sichtlich eines möglichen negativen Effektes auf das Patenkind, aber vor allem bezüglich einer fehlenden Abgrenzung und potenziellen Überforderung der Pat:innen. Evas Äußerungen lassen jedoch keineswegs darauf schließen, dass sie sich vereinnahmt oder eingeeengt fühlt. Vielmehr interpretiert sie die Situation als Ausdruck der Zuneigung und als Bestätigung, dass sie in die Familie aufgenommen wird und freut sich darüber.

Zwischen eigenen Überzeugungen und sozialen Erwartungen/Verpflichtungen

Die neuen Dynamiken, die sich durch die COVID-19-Pandemie einstellen, bergen jedoch auch Reibungen. Während der pandemischen Einschränkungen müssen viele Patentandems ihre Kontaktwege und Aktivitäten neu verhandeln. Die Empfehlung des Vereins an die Ehrenamtlichen im Mai 2020, als erste Kontaktbeschränkungen gelockert werden, lautet, sich mit den Patenkindern im Freien zu treffen und Aufenthalte in den Wohnungen der Familien aufgrund der erhöhten Ansteckungsgefahr zu vermeiden. Diese Maßgabe stößt jedoch bei vielen Familien wiederholt auf Unverständnis.

Auch Eva und Helen werden von der Mutter in die Wohnung der Familie eingeladen. Vor der Pandemie war das für ihre Treffen üblich. Nun wollen die Patinnen das jedoch unbedingt vermeiden, denn beide nehmen die Kontakteinschränkungen sehr ernst. Eva sucht das Gespräch mit der Mutter. Diese verortet jedoch die Verantwortung und damit auch die Entscheidungsmacht über die Frage, ob ein Besuch in der Wohnung angemessen ist, bei sich – es sei schließlich ihr Haushalt. Die Mutter verhält sich nachfolgend in den Nachrichten kurz angebunden, was Eva stark verunsichert. Die beiden Patinnen suchen infolgedessen in verschiedenen Formaten Beratung, Konsolidierung und Rückmeldung. Außerdem stimmen sie sich eng miteinander ab und besprechen ihr Vorgehen. Helen verarbeitet die Situation in einer Vignette:

Ich komme kurz nach 14 Uhr mit dem Fahrrad an und schreibe Eva, ob sie schon da ist. Sie bejaht. Dann muss sie bereits drinnen sein, denke ich mir. Etwas unsicher klinge ich und gehe durch den Hof zum Hinterhaus. Es kommt mir wie gestern vor, dass ich zuletzt hier war, dabei ist es bereits über einen Monat her. Die Wohnungstür ist offen, ich höre schon Stimmen. Leila begrüßt mich in ihrem kuscheligen rosa Plüschanzug. Ein breites Lächeln auf den Lippen fragt sie, wie es mir und meinen Eltern gehe. Ramo sagt Hallo, Marlo ist auch sofort da und beginnt, mir und Eva irgendwelche Dinge zu zeigen. Sero tobt im Flur herum. Ich bin noch unsicher, was jetzt passiert. Wir wollten die Jungs abholen und direkt raus gehen mit ihnen, da Corona es leider noch nicht wieder zulässt, andere Menschen nach Lust und Laune zu Hause zu besuchen. Eva sagt, sie hätten schon gefragt, ob wir erst noch etwas Schule machen können. Zum Glück muss ich vorerst nicht darauf antworten, da sich die Aufmerksamkeit von allen auf eine Waage richtet, die kaputt zu sein scheint. Ich bleibe hinter ihnen stehen, die Wohnungstür ist noch angelehnt. Irgendwann mache ich sie zu, Eva steht auf und sagt, wir könnten ja mit Abstand am Tisch sitzen. Leila geht bereits ins Wohnzimmer, schaut uns einladend an und meint: »Können Sie reinkommen, kein Problem!« Bereits im Vorfeld versicherte sie uns mehrere Male, es sei okay für die Familie, wenn wir zu ihnen nach Hause kämen, dass wir doch zu ihren Leuten gehörten. Es fiel uns sehr schwer zu erklären, warum es beim Einhalten der Eindämmungsmaßnahmen aber hauptsächlich geht, ohne unhöflich oder zurückweisend zu wirken. Wir einigen uns also darauf, etwas Schule zu machen und dann rauszugehen. Also Schuhe aus und ins Wohnzim-

mer. Dort werkeln Eva und Leila weiter an den Waagen rum. Ich halte mich raus und setze mich zu den Jungs aufs Sofa, die beide an ihren Handys spielen.

Wir reden darüber, wann sie wieder in die Schule können, welche Spiele sie spielen und wie es mit dem Fasten läuft, da gerade Ramadan ist. Sie müssen um 3 Uhr nachts aufstehen, um zu essen, erzählt Sero. Und dann essen sie abends 8:42 Uhr oder so, meint Ramo. Ob sie auch nichts trinken dürfen, frage ich. »Immer fragen das alle. Auch mein Freund, wenn ich erzähle, dass ich faste«, sagt Ramo lachend. Ihm falle es nicht schwer, nicht zu trinken, aber nicht zu essen schon. Er hat oft Hunger. Ich wahre immer noch etwas Abstand, was in dem großen Wohnzimmer gut geht, doch die Luft ist stickig und warm und ich denke mir, dass es jetzt wahrscheinlich eh schon zu spät ist.

Später, als wir endlich draußen sind mit den drei Jungs, sagt Eva, dass wir jetzt genau das gemacht hätten, was wir nicht machen wollten, alle Prinzipien gebrochen hätten. Ich erzähle von meiner Unsicherheit am Anfang. Ihr ist es genauso gegangen. Dann standen wir aber plötzlich in der Wohnung und natürlich fühlte sich auch alles sehr vertraut an, was es nicht einfacher machte. Früher oder später würden wir uns ja auch sowieso wieder regelmäßig treffen, sprechen wir beide unsere Gedanken laut aus. Ob das die richtige Herangehensweise ist? Wir kommen direkt auf der anderen Straßenseite an einem Spielplatz an. Die sind jetzt zum Glück schon mal wieder geöffnet.

Eva kontaktiert im Anschluss an das hier beschriebene Treffen die Koordinatorin per E-Mail und interpretiert das als Hilferuf: »Ich krieg's nicht alleine hin, nein zu sagen.« (Fokusgruppe 19.05.2020) Sie nimmt infolgedessen ebenfalls an einem virtuellen Patenstammtisch teil und äußert in diesem ihre Angst, die ihr angediehene Gastfreundschaft, das in sie gesetzte Vertrauen und die Nähe, die sich in den vergangenen Monaten zwischen ihr und der Patenfamilie gebildet hat, zu verletzen oder gar zu verlieren. Mirjam, die sich zu dem Stammtisch nach Evas Schilderungen als erste zu Wort meldet, rät der Patin, sich in diesem Fall klar abzugrenzen. Sie soll der Familie gegenüber verdeutlichen, wozu sie bereit ist und wozu nicht. Die Familien *müssten* einfach die Einstellungen der Ehrenamtlichen akzeptieren – schließlich sei das Ganze freiwillig und unentgeltlich. Die Patin erwidert auf den Ratschlag der Koordinatorin, die Erwartungen der Familie nicht enttäuschen zu wollen. Sie fühle sich ihnen gegenüber verpflichtet und wolle ihnen nicht den Eindruck vermitteln, sie *wolle* die Familie nicht besuchen. Die Patenfamilie verstehe sich, so erfahren die Anwesenden des Stammtischs weiter, besonders in Pandemiezeiten für die Patin als familiäre Anlaufstelle in Berlin. Die Koordinatorinnen schließen daraus auf einen kulturellen Konflikt: Da die Patin von der Familie quasi adoptiert worden sei, werde nun auch sie fremdbestimmt und müsse sich entgegen ihrer individuellen Bedürfnisse anpassen und unterordnen. Den Vorschlag der Koordinatorinnen, ein offizielles Schreiben von Seiten des Vereins aufzusetzen, hält die Patin nicht für zielführend, da die Mutter bereits argumentierte, der Verein habe das nicht zu entscheiden. Es handele sich um eine Familienangelegenheit.

In unserer Fokusgruppe, die fünf Tage nach dem Stammtisch stattfindet, besprechen wir die Situation ebenfalls ausführlich. Eva unterstreicht, dass die Kontaktbeschränkungen, die aufgrund staatlicher Lockerungen der pandemischen Restriktionen nunmehr bloße Empfehlungen darstellen, es für sie um ein Vielfaches erschweren, eine Position zu beziehen, die ihren eigenen Überzeugungen gerecht wird:

Ich hatte auch wirklich 'n schlechtes Gewissen dann, weil ich das Gefühl hatte, dass ich meine eigene Verantwortung eigentlich nicht... die Grenzen, die ich gesetzt habe, ignoriert hatte und gemacht hab, was die Familie wollte und dass ich damit eigentlich nicht richtig lag. (Fokusgruppe 19.05.2020)²⁸

Die Patin selbst hat in Berlin keinen Kontakt zu Risikogruppen. Evas Konflikt besteht also in erster Linie darin, ihre eigenen Prinzipien und Handlungsideale auszuhandeln und zu verteidigen. Daneben spielt jedoch auch der Schutz der Patenfamilie für sie eine wichtige Rolle. Inwiefern eine solche Sorge um das Gegenüber in dessen Bevormundung umschlagen kann, reflektiert sie treffend folgendermaßen: »Wo hört denn auf, dass man Verantwortung übernimmt für andere Leute, weil man annimmt, dass man es besser weiß als sie? Das fand ich dann schwierig. [...] Ist es unsere Aufgabe, zu entscheiden, was das Beste für die Familien ist? Ich weiß es nicht.« Auf meine Rückfrage, was sie von dem Begriff der *Fremdbestimmung* und dem Verweis auf eine kollektivistische Werteprägung hält, welche die Koordinatorin zum Stammtisch einwarf, entgegnet Eva, sich davon sehr angesprochen gefühlt zu haben: Sie tue sich schwer, sich als Individuum durchzusetzen, weil sie wahrnimmt, Teil der Gemeinschaft zu sein und die damit einhergehenden Erwartungen nicht enttäuschen zu wollen. Sie kehrt noch einmal zu ihrem vormaligen Argument zurück, angesichts der COVID-19-Schutzmaßnahmen gegenüber der Familie Verantwortung übernehmen zu wollen. Sie könne nicht unterscheiden, ob es ihre Pflicht als Teil der Gemeinschaft sei, hinzugehen, oder eben nicht hinzugehen. Sie sei es nicht gewohnt, dass ihr eine Gruppe – die Patenfamilie – so viel Selbstbestimmung abspricht, und es ihr so schwer macht, das zu tun, was sie für richtig hält.

Die Spannungen verstärken sich, als der Vater beginnt, sich auf Verschwörungserzählungen zu beziehen. Auch diesbezüglich hat Eva Schwierigkeiten, sich zu positionieren, ohne das Gegenüber zu verletzen und bezeichnet die Situation als »eine volle Ladung von Wertkollision.« Ich erkundige mich bei ihr, inwiefern sich die Situation auf die emotionale Nähe in der Beziehung zu der Familie auswirkt und sie entgegnet: »Ich habe mich auf jeden Fall emotional distanzierter gefühlt in dem Moment.« Sie reflektiert weiter: »Okay, ich bin doch nicht ganz Teil davon, so wie es sich manchmal anfühlt und ich bin doch weiter weg, als es manchmal rüberkommt.« Auf die Nachfrage einer weiteren Teilnehmerin, wie sie auf den Wertekonflikt schließlich reagierte, antwortet Eva: »Ich habe mich da wirklich unwohl gefühlt [...] Ich war sehr im Konflikt, weil das für mich sehr wichtig ist [...], meine Werte auch klar zu vertreten. Aber irgendwie mit 'nem 50-jährigen Mann da zu diskutieren [...] – ich hab's nicht gemacht.« Gefragt, wie sehr sie das Verhältnis durch den aktuellen Konflikt gefährdet sieht, erklärt sie:

Schon viel, das belastet mich auch viel [...], weil mir das schon sehr nahe geht – an sich die Beziehung auch mit der Familie. Weil ich das auch so nicht erwartet hatte und mich das sehr freut, dass mir so viel Vertrauen entgegengebracht wird, dafür, dass ich nicht die gleiche Religion teile, dass ich ganz anders aufgewachsen bin usw. Das ist der größte Punkt, der mich daran gehindert hat, dass ich nicht hingehe [...], dass ich die Familie nicht enttäuschen will oder so, dass ich dem irgendwie nicht gerecht werden kann.

28 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Fokusgruppentreffen.

Die Patin spürt, dass die Bindung, die sie über soziokulturelle Unterschiede hinweg zu der Patenfamilie aufbauen konnte, mit Erwartungen und Verantwortung einhergeht: »[G]ewissermaßen muss ich zu dem Familienbild, das sie haben, auch irgendwie beitragen... – wo ich selber anders aufgewachsen bin.« Zugleich befürchtet sie, dass ein hiervon abweichendes Verhalten die noch nicht gefestigte Bindung gefährden könnte. Auf den Ratschlag ihrer Co-Patin Helen, ihre eigenen Werte nicht unter die der Familie zu stellen, entgegnet sie:

Aber es ist nicht nur einseitig. Ich kann das [Verhältnis zu der Familie] nicht nur als Privileg oder als 'ne schöne Sache sehen, weil damit einher halt gewisse Punkte gehen, damit dieses Privileg genossen werden kann. Also ich hab' das Gefühl, dass die Beziehung auch darauf aufbaut, dass ich viel an so Familienaktivitäten teilnehme. Und wenn ich das nicht mach', geht dieser Status auch verloren. Also ich sehe das nicht als Aufgabe per se, oder als Druck. Aber es fühlt sich nach 'nem Druck an. Also es fühlt sich einfach so an, als wär' da 'ne hohe Erwartung, die ich zu erfüllen hab. [...] Vielmehr als dass ich mir das selber so ausgesucht hab.

Besonders beeinflusst fühle sie sich, wenn die Mutter ihres Patenkindes mit Verweis auf den Koran unterstreicht, dass Familie das Wichtigste sei und man immer füreinander da sei. Eva resümiert den Konflikt: »Die Situation, so wie sie jetzt ist, das belastet mich zu sehr, als dass ich das so weitermachen kann.«

Der Konflikt wird nicht aufgelöst. Jedoch erledigt sich die Situation zunächst gewissermaßen von selbst, als in den kommenden Wochen die Kontaktbeschränkungen angesichts fallender Infektionszahlen abermals gemildert werden. Als wir uns nach drei Wochen erneut digital in der Fokusgruppe treffen und ich Eva auf die Situation anspreche, erklärt sie, dass sie sich aus dem Dilemma gerettet habe, weil sie zwei Wochen nicht in Berlin war. Als sie zuletzt mit der Mutter ihres Patenkindes telefonierte, sei alles entspannt gewesen – so wie immer:

Also ich konnte mich gar nicht mehr so erinnern an meine Sorgen vor zwei, drei Wochen. Darum bin ich auch froh, dass ich das auch aufgeschrieben hab' und auch so'n bisschen die Videoaufnahmen von den Gesprächen [unserer Fokusgruppe habe], weil es jetzt, da es schon so länger her ist, schon wieder so'n bisschen surreal wirkt, dass mich das belastet, dass ich nicht nach Hause kann zu ihnen. (Fokusgruppe 09.06.2020)

Die zuvor erlebte affektive Intensität des Konfliktes ist Eva nicht länger gegenwärtig. Die vormalige Situation sei hauptsächlich durch die Einschränkungen und neuerlichen Lockerungen bedingt gewesen. Eva betont nunmehr, dass es sonst keine Konflikte gegeben habe. Die von ihr selbst als Wertekollision bezeichneten Momente der Fremdbestimmung und der Druck, den sie hinsichtlich familiärer Verpflichtungen und Erwartungen verspürte, treten hinter jene Umstände, die außerhalb des Handlungsradius' der beteiligten Akteure liegen: pandemiebedingte Kontakteinschränkungen. Die Lockerungen dieser Vorgaben ermöglichen es Eva, zu den bisher in der Patenschaft etablierten Verhaltensmustern zurückzukehren und an die Beziehungsentwicklung anzuknüpfen.

Als Anfang Oktober 2020 neuerliche pandemiebedingte Einschränkungen bevorstehen, aktualisiert sich der Konflikt aus dem Frühjahr:

Und die ganzen Thematiken vom letzten Mal von Frühling und Winter werden jetzt wahrscheinlich wieder, glaub ich, neu ausdiskutiert. Von daher [...] hab' ich schon so ein bisschen Angst, wie das jetzt alles wird. Aber ich glaube dieses Mal will ich auf jeden Fall ein bisschen strikter durchsetzen, dass ich dann nicht zu ihnen nach Hause gehe, wenn ich mich nicht wohlfühle damit. (Fokusgruppe 09.10.2020)²⁹

Eva plant, zeitnah »eine klare Message [zu] senden«. Die erste Belastungsprobe für ihren Vorsatz, diesmal besser auf ihre Grenzen zu achten, betrifft den Plan der Mutter Leila, für die Patin eine Geburtstagsparty auszurichten. Es soll einen veganen Kuchen nur für sie geben und sie soll Freundinnen mitbringen: »So viele liebe Gesten – und dass man dann das irgendwie so hart ablehnen muss, find' ich sehr schwer.« Meinem Vorschlag, noch einmal mit den Verhaltensmaßgaben des Vereins zu argumentieren, entgegnet Eva: »Das Problem ist, das ist alles ein Déjà-vu vom letzten Mal.«

Anpassung und Akzeptanz

Im Sommer 2020 plant die Patenfamilie von Eva deren Familie in Bayern zu besuchen. Dieser Plan ruft bei der Patin ebenfalls Unsicherheiten hervor:

Ich bin ein bisschen überrumpelt, [...]. Also die wollen wirklich unbedingt zu uns nach Hause nach Bayern kommen und ähm – find' ich richtig schön. Und auch weil meine Großeltern einen Bauernhof haben, das wollen sie auch unbedingt sehen. Aber ich hab' auch 'n bisschen Angst weil... Also erstens ist meine Mutter halt auch alleinerziehend, so. Zweitens ist unser Haus so voll mit so komischen Gemälden an der Wand und so [...]. Überall sind irgendwelche Aliens hingemalt und so, ist so super [...] – also nicht weiß und *clean*. Und ich habe so ein bisschen Angst davor, wie das wird, wenn man so 'ne ganz traditionelle Vorstellung hat. Und ich weiß auch welche Wohnungen ihr [der Mutter] gefallen – hat sie schon öfter gesagt, welcher Stil ihr gefällt. Und das ist auf jeden Fall nichts, was ihr gefallen wird. [...] Ich habe einfach ein bisschen Angst, wie das wird, wenn diese zwei Welten aufeinandertreffen. (Fokusgruppe 01.07.2020)

Das Aufeinandertreffen zweier Welten, wie die Patin es hier bezeichnet, ist eine Erfahrung, die sie selbst wöchentlich in ihrer Patenschaft austariert. Offensichtlich macht es für Eva jedoch einen Unterschied, dass nicht sie, sondern ihre Patenfamilie das Aufeinandertreffen dieser beiden Welten in erster Linie verhandelt. Deren Reaktion entzieht sich ihrer Kontrolle. Sie äußert mehrfach die Befürchtung, dass ihre Herkunft und der dort vorherrschende Lebensstil bei der Patenfamilie nicht auf Zustimmung treffen, Irritationen hervorrufen und abgewertet werden könnten.

Diese Befürchtung ist nicht gänzlich unbegründet, wie ein Blick zurück zeigt: Bei einem Treffen unserer Fokusgruppe im Februar 2020 formuliert Eva eine Abwehrhaltung gegenüber Leilas Vergleichen zwischen einer syrisch-muslimischen und einer deutsch-christlichen Gesellschaft und Lebensweise:

Also es kommen öfter so Situationen, wo ich dann so ein bisschen [wanke] zwischen [...]: »Nee, ich bin auch mit schönen Sachen aufgewachsen und auch unsere Geburts-

29 Die nachfolgenden Zitate entstammen ebenfalls diesem Fokusgruppentreffen.

tagsfeiern waren schön« zu »Ja, ist super toll, kenn ich nicht, noch nie gesehen.« [...] Weil ich dann fast in so 'ner Verteidigungsposition mich fühle, als müsst ich sagen, »Ja, in Deutschland gibt's vielleicht auch mal schöne Sachen und so.« Und das will ich überhaupt nicht, [...] so 'ne Position einnehmen müssen zwischen den beiden Seiten. [...] Und dann komm' ich manchmal in so Situationen, wo ich fast verteidigen will Sachen, wo ich nicht mal dahinterstehe, wenn's dann immer um Christentum [geht] [...] – obwohl ich nicht mal christlich bin. (Fokusgruppe 17.02.2020)

Die anderen Teilnehmenden der Fokusgruppe können Evas Bedenken hinsichtlich des Besuches der Patenfamilie in Bayern nicht so recht teilen. Sie bestärken sie, dass die Erfahrung gar witzig sein könnte und dass Eva ja bereits die Welt der Patenfamilie kenne und es somit nur fair sei, wenn das andersherum auch der Fall wäre. Zudem wird von einer Teilnehmerin betont, dass ein solcher Austausch sehr viel bewirken könne, egal wie er ausgeht. Sie unterstreicht, dass für uns Pat:innen schließlich auch vieles ungewohnt gewesen sei, als wir das erste Mal in die Wohnungen der Patenfamilien gegangen sind. Eva ergänzt daraufhin ihre Bedenken, dass ein Gespräch mit dem Vater, in dem er sehr konservative Einstellungen äußerte, ihr besonders schwer im Magen liege. Sie wolle sich jedoch auch nicht verstellen. Entweder würden ihr Hintergrund und ihre Lebensweise akzeptiert, oder es funktioniere eben nicht. Eva erkennt den anstehenden Besuch in Bayern schließlich als eine Herausforderung an, der sie sich stellen muss. Die damit für sie einhergehenden Anstrengungen stehen in engem Bezug zu ihrem Selbstanspruch, in der Beziehung authentisch zu agieren, sowie ihrer Erwartung an die Familie, etwaige Differenzen zu akzeptieren. Sie scheint jedoch skeptisch, ob sie und ihr Gegenüber diesen Ansprüchen gerecht werden können. In der Fokusgruppe beratschlagen wir, dass Eva ja die Patenfamilie schon im Vorhinein darauf einstimmen oder selbst dazu Witze machen könne. Sie solle das Ganze nicht so ernst nehmen, rät eine Teilnehmerin.

Bei gleicher Gelegenheit berichtet uns Eva, auch hinsichtlich ihres Kleidungsstils in ihrer Patenschaft immer wieder zu verhandeln. Wir erfahren von einem Patenschaftstreffen, zu dem sie in einer löchrigen Hose bei der Familie erschien und in ihren Sandalen keine Socken trug. Sogleich kommentierte einer der Patenjungen ihre Kleidung. Sie wog bereits vor dem Treffen die Angemessenheit ihrer Kleidung ab, entschied sich jedoch bewusst dafür. Die Patin überlegt auch in diesem Zusammenhang, bis wohin der Respekt gegenüber den Normen und Wertvorstellungen des Gegenübers – zu denen sie auch Kleidungs Vorschriften zählt – gehen soll. Obwohl die restliche Familie ihres Patenkindes nichts zu ihrer Kleiderwahl sagte, habe Eva wiederholt deren Blicke gespürt. Sie reflektiert in diesem Zuge, über die beschriebene Situation viel gegrübelt und ihr möglicherweise zu viel Bedeutung beigemessen zu haben. Meine Frage, ob sie sich das nächste Mal anders kleiden würde, bejaht sie. Sie habe sich einfach nicht wohl gefühlt. Nichtsdestotrotz unterstreicht sie auch hier, dass sie sich nicht verstellen will. Es gehe schließlich um gegenseitige Akzeptanz.

6.6.2 Komplexe Machtgefüge und unerwartete Vulnerabilitäten

In der Pubertät werden Patenschaften häufig neu verhandelt oder auch beendet. Im Herbst 2023 wird Helens Patenschaft zu Seros älteren Bruder Ramo beendet und sie

übernimmt die Patenschaft für den dritten Sohn der Familie, den jüngeren Marlo. Als ich Helen bei einer der Veranstaltungen des Vereins wiedertreffe, äußert sie sich sehr erfreut über die Möglichkeit, als Patin in der Familie zu bleiben und wirkt ganz angetan von dem kleinen Jungen und der Bindung, die sie zu ihm aufbaut. Wenige Zeit später verleiht jedoch die Mutter ihrem Wunsch Nachdruck, Eva solle fortan die Patenschaft für Marlo übernehmen. Das begründet sie mit dem intensiven, regelmäßigen und zuverlässigen Kontakt zu ihr. Ich erfahre später, dass Mirjam diese Aushandlung zwischen der Familie und Helen aufwendig moderierte. Im Zuge dessen wurde der Mutter vermittelt, dass sie die Patin nicht dergestalt behandeln könne. Leilas Bitte, die Patinnen auszutauschen, wird von den Koordinatorinnen mit einer fehlenden Wertschätzung der Patin Helen und deren Beziehung zu dem Kind verbunden. Schlussendlich wird ihrem Wunsch jedoch stattgegeben und Eva bleibt als Patin von Marlo der Familie erhalten. Helen berichtet mir zu einer anderen Gelegenheit, dass sie die Situation als äußerst unangenehm empfand. Die finale Entscheidung sei jedoch auch für sie akzeptabel gewesen. Sie bleibt ebenfalls für die kommende Zeit im Verein und widmet sich im Rahmen eines studentischen Werkvertrags dem Projekt »check it out«.

Evas Patenschaft war von Anbeginn geprägt von ihrem Anspruch, eine gute Patin zu sein. Die Verantwortung, die sie dieser Rolle zuwies, nahm sie sehr ernst. Sie wolle nicht immer nur nehmen, sondern auch geben. Gebraucht zu werden und etwas Sinnvolles tun zu können, waren zentrale Motive für ihr Engagement. Sie verbrachte viel Zeit in der Familie, nahm bei Unternehmungen häufig den älteren Bruder ihres Patenkindes mit oder verabredete mit Helen Treffen zu viert. Eva hob jedoch wiederholt hervor, dass Sero *ihr Patenkind* sei, dem sie sich individuell widmen wollte. Über die verstreichenden Monate hinweg intensivierte sich ihr Verhältnis zu der Patenfamilie und insbesondere zu der Mutter. Das wachsende Vertrauen und das Gefühl der Zugehörigkeit zum Familienverbund, welche sie über die komplexen soziokulturellen Differenzen hinweg in dieser Intensität nicht für möglich gehalten hätte, wurden für sie zunehmend wichtig.

Im Lauf der Beziehungsentwicklung traten unterschiedliche Herausforderungen für die Patin auf, die sich besonders eignen, die Komplexität und Kontextgebundenheit von Machtdynamiken und Handlungsräumen in Patenschaften zu illustrieren. Besonders in der Anfangsphase der Beziehung erlebte die Patin Irritationen und Unsicherheiten, die ihre Rolle gegenüber dem Patenjungen betrafen und durch die widerstreitenden Ideale von Augenhöhe und Autorität hervorgerufen wurden. Eva widerstrebte es, eine autoritäre Rolle gegenüber ihrem Patenkind einzunehmen, und sie hoffte, als Freundin agieren zu können. In der beschriebenen Episode während der S-Bahn-Fahrt irritierte sie jedoch zugleich die Wahrnehmung, dass Außenstehende ihr das Vermögen, den Jungen und seinen Bruder zurechtzuweisen, absprachen. Bedeutsam ist dabei, dass diese konkurrierenden Ideale und Verhaltensweisen nicht nur von den direkt an der Patenschaft beteiligten Akteuren stammten. Vielmehr waren es die vermeintlichen Erwartungen und Ansprüche Dritter an die Patin, die ihr affektives Erleben mitbestimmten und in ihre Positionierung gegenüber den Jungen einfließen. Der in der Mentoringforschung vielfach hervorgehobene Vorteil von Pat:innen, in ihren Beziehungen zu den Kindern flexi-

bel zwischen egalitären und autoritären Rollen changieren zu können, war für die Patin zu diesem Zeitpunkt nur schwer umsetzbar.

Sprachbarrieren kennzeichneten die Mehrzahl der Patenschaften, die ich in meiner Forschung beobachten und begleiten konnte. Für viele Patenkinder war Deutsch nicht die Erstsprache und die Kommunikation mit ihren Pat:innen gestaltete sich streckenweise holprig. Meist gab es im Austausch zwischen Pat:innen und den Eltern ihrer Patenkinder umso größere Verständnisschwierigkeiten. Die unterschiedlichen sprachlichen Fähigkeiten waren eine bedeutende Komponente in dem Erfahrungsgefälle in Patenschaften: Die Beziehungen sollten besonders auf sprachlicher Ebene das Potenzial der Wissensvermittlung an die Patenkinder einlösen. Die Vermittlung von Sprachkenntnissen spielte in Evas Patenschaft jedoch keine zentrale Rolle. Sowohl die Kinder als auch deren Mutter wiesen im Vergleich zu anderen Patenfamilien ein hohes Deutschniveau auf. In der beschriebenen Situation des Kindergeburtstages traten hingegen Verständnisschwierigkeiten mit den Verwandten und Bekannten der Familie auf. Da Eva kein Arabisch beherrschte, war sie darauf angewiesen, dass die Anwesenden nonverbal mit ihr interagierten. Entsprechende Gesten erlaubten es ihr, trotz Sprachbarrieren am Geschehen teilzuhaben und sich als Teil der Gruppe zu fühlen. Dieses Gefühl der Zugehörigkeit war für Eva jedoch fragil: Es war durchdrungen von Anspannung und Hilflosigkeit, welche sie bewusst versuchte, zu überzeichnen und stattdessen ihre Teilnahme am Geschehen auszudrücken. Die beschriebene Situation verdeutlicht, wie die Erfahrung von Nicht-Zugehörigkeit aufgrund von Sprachbarrieren, die migrantische Akteure häufig machen, auch den Freiwilligen in der sozialräumlichen Umgebung der Patenfamilien zuteilwerden kann.

Evas zunehmende Eingliederung in die Familie führte weiterhin dazu, dass divergierende Normen und Werte stärker zutage traten. Die Patin stand vor der Herausforderung, sich hinsichtlich ihrer Prinzipien neu zu positionieren und ihre gewohnten Verhaltensmuster zu hinterfragen. Besonders deutlich wurde dies im Zusammenhang mit den pandemiebedingten Kontakteinschränkungen. Diese fungierten in vielen Patenschaften wie ein Brennglas auf latente Spannungen und Konflikte in den Beziehungen. Für Eva kristallisierte sich in dieser herausfordernden Zeit die Verhandlung ihrer eigenen Bedürfnisse und Überzeugungen mit den Erwartungshaltungen, die aus der sozialen Verantwortung als Mitglied der Patenfamilie hervorgingen, als bedeutsame Reibungsfläche heraus.

Wie ich bereits verschiedentlich hervorgehoben habe, wurden in der koordinierenden Begleitarbeit der Pat:innen in herausfordernden Situationen meist deren individuelle Bedürfnisse und Grenzen als primärer Orientierungsrahmen für die Beratung herangezogen. Die entsprechende Handlungsformel lautete oftmals Abgrenzung. Wie diese von den Pat:innen konkret umgesetzt werden konnte und wie die Freiwilligen wiederum damit umgehen konnten, wenn eine Abgrenzung weitere Spannungen in der Beziehung provozierte, wurde vielfach nicht näher bestimmt. Besonders interessant erscheint mir im Rahmen des oben beschriebenen Stammtisches der Verweis der Koordinatorin auf die *freiwillige* Natur der Tätigkeit, die es umso dringlicher mache, die Bedürfnisse der Ehrenamtlichen zu schützen. Die familiäre Bindung, die Evas Patenfamilie hingegen betonte, überschrieb jedoch die ursprüngliche Freiwilligkeit des Verhältnisses und löste den Verein als Akteur mit Handlungsmacht aus dem Verhältnis. Die Koordinatorin

schien die emotionale Nähe zwischen Patin und Patenfamilie und das damit einhergehende Gefühl der Verpflichtung zu unterschätzen – obwohl eine enge zwischenmenschliche Beziehung eine der zentralen Zielsetzungen des Patenschaftsformats war. Die Episode verdeutlicht, dass sich auch Pat:innen mit dem Aufbau einer zwischenmenschlichen Nahbeziehung in vulnerable Positionen begeben, welche Vorstellungen eines unidirektionalen Machtgefälles in Zweifel ziehen. Mit dem Verweis auf eine kollektivistische Werteprägung wurde die Situation von den Koordinatorinnen kulturalisiert und als Fremdbestimmung gerahmt. Obwohl für Eva die Einordnung des Konfliktes entlang individualistischer respektive kollektivistischer Werte stimmig erschien, fühlte sie sich im Umgang hiermit von den Koordinatorinnen allein gelassen. Die Rückmeldungen von Vereinsseite waren ihr zu unkonkret und damit wenig hilfreich.

Eva befand sich in einem Dilemma, das sich in affektiven Dissonanzen und Anstrengungen äußerte: Konfrontiert mit divergierenden Normen und Wertvorstellungen, konnte sie nicht länger auf ihre gewohnten Verhaltensregister zurückgreifen. Es war unklar, wessen Perspektive Deutungshoheit erlangen würde. Ihr fiel es indes schwer, die Erfahrungen und Herausforderungen in Worte zu kleiden. Sie benannte die Situation wiederholt als Konflikt und umschrieb ihre Empfindungen mit Begriffen wie Unwohlsein und einem Druck, den sie angesichts unausgesprochener Erwartungen empfand. Eva wirkte in den Austauschformaten, die sie zur Einordnung und Bearbeitung ihrer Anstrengungen – sprich zur Affektbewältigung – nutzte, sichtlich bedrückt, orientierungslos, hin und hergerissen zwischen den Ansprüchen ihrer Patenfamilie und ihren eigenen. Wenige Wochen später war ihr die erfahrene Belastung jedoch nicht länger unmittelbar zugänglich, erschien ihr sogar surreal. Dies hebt den flüchtigen Charakter von Affekten hervor. Die äußeren Umstände, die Kontakteinschränkungen und deren spätere Lockerungen prägten entscheidend das Arrangement, in dem die beschriebenen Konflikte ihre Schlagkraft entwickelten. Mit der Veränderung dieses Arrangements verloren die darin erlebten Affekte ihre Intensität – ja ihre Authentizität. Ein Interview mit einem größeren zeitlichen Abstand zu den beschriebenen Episoden erhöhter affektiver Intensität hätte höchstwahrscheinlich nicht vermocht, diese in einem Narrativ einzufügen.

Patenschaften stellen eine Arena der Begegnung her, in der sich beide Parteien mit unbekannten oder ungewohnten Situationen, Lebensumständen und Verhaltensweisen auseinandersetzen. Dabei sind es vielfach zunächst die Pat:innen, die in das Wohnumfeld ihrer Patenfamilien Einblicke erhalten und lernen (sollen), dieses auf eine akzeptierende und wertschätzende Weise zu verarbeiten. Dass dies indes keine Einbahnstraße ist, illustriert etwa der Familienbesuch in Bayern. Eva rang um ein authentisches Auftreten gegenüber ihrer Patenfamilie und befürchtete zugleich, damit nicht auf Akzeptanz zu stoßen. Die Patin schien nicht überzeugt, dass die Patenfamilie ihrer Herkunft und ihren Lebensumständen die gleiche wertschätzende Neugier entgegenbringen würde, um die sie sich selbst in den Begegnungen mit ihrer Patenfamilie Woche für Woche bemühte.

In patenschaftlichen Hilfebeziehungen wird den Familien die passivere Rolle der Hilfe-Empfangenden zugeschrieben. Häufig passen sie sich in dieser Rolle den Konzepten, Erwartungen und Zielsetzungen des Vereins und der Pat:innen an. Dass Leila die Initiative ergriff und die offiziell vereinbarte Patenschaftskonstellation zwischen

Helen und ihrem jüngsten Sohn eigenmächtig ihren Vorstellungen anpassen wollte, war für die Patin und die Koordinatorinnen zunächst eine unangenehme Überraschung. Die Mutter entsprach damit nicht dem ihr zugewiesenen Verhaltensrepertoire und produzierte hierdurch Dissonanzen. Der Verein schaltete sich ein, um die Bedürfnisse, Entscheidungen und die durch diese hervorgerufenen Empfindungen der Beteiligten zu begleiten. Der Mutter wurde in diesem Zuge vermittelt, dass sie nicht auf diese Weise mit der Patin umgehen könne. Damit versuchten die Koordinatorinnen einerseits, Helen zu schützen, und andererseits, ihre eigene Rolle als Vermittlerinnen im Prozess des Matchings und Begleitens von Patenschaften wieder aufzunehmen. Besonders interessant erscheint mir in diesem Zuge die Vermutung der Koordinatorin, dass das Verhalten der Mutter mit gelingender Integration zusammenhängen könnte: Sie sei nicht mehr nur passive Empfängerin der ihr angebotenen Hilfe, sondern beanspruche selbstbewusst für sich, die Gestaltung der Hilfebeziehung aktiv nach eigenen Vorstellungen mitzugestalten.

6.6.3 Ein Blick zurück: »Ich bin als Mensch mit ihren Werten kompatibel«

Ich treffe mich mit Eva im Herbst 2024 um auch ihre Patenschaftsgeschichte zu besprechen. Unser letztes Treffen liegt zu diesem Zeitpunkt schon beinahe vier Jahre zurück und ich bin gespannt, von ihren Erfahrungen zu hören. Wir treffen uns zu zweit in einem gemütlichen Café. Wie ich von Vereinsseite weiß, ist sie zu diesem Zeitpunkt noch immer als Patin mit der Familie verbunden und besucht sie nunmehr zweiwöchentlich. Meine Darstellungen ihrer Patenschaft mit Sero kommentiert sie gleich zu Beginn unseres Treffens als sehr akkurat. Die von ihr erlebten Konflikte und Spannungen seien treffend beschrieben worden.

Eva unterstreicht, dass Abgrenzung bis heute ihre größte Schwierigkeit sei, auch wenn sie aufgrund ihrer nunmehr geringeren zeitlichen Kapazitäten zwangsläufig besser darin werden musste. Auch die Herausforderung, eine autoritäre mit einer freundschaftlichen Rolle gegenüber ihrem Patenjungen Sero versöhnen zu wollen, ist nach wie vor relevant, wobei sich ihr Konflikt in den vergangenen Jahren verschoben hat: Sie berichtet mir von Situationen, in denen sie von ihrem Patenjungen als Vertraute zur Komplizin gemacht wurde, wodurch sie sich sowohl hinsichtlich ihrer eigenen Moralvorstellung als auch gegenüber den Erziehungsidealen der Mutter in einem Interessen- und Loyalitätskonflikt wiederfand. Dass eine Flexibilität zwischen egalitären und autoritären Rollen von der Mentoringforschung als genuines Merkmal von Pat:innen hervorgehoben wird, das viele Vorteile birgt, überrascht und erleichtert sie gleichermaßen.

Weiterhin unterstreicht sie, dass die Art und Weise, wie die Patenschaft ihrer Co-Patin Helen ein Ende fand, ihr sehr leidtue. Ich erfahre, dass sie in die damalige Aushandlung und das Konfliktgespräch mit der Mutter Leila zu keinem Zeitpunkt einbezogen wurde und erst durch die von mir verfasste Patenschaftsgeschichte hiervon erfuhr. Dieser geringe Kontakt zu dem Verein ist sinnbildlich für ihre Patenschaft: In den vergangenen Jahren war es meist die Mutter Leila, die Mirjam und Kerstin aufsuchte und auftretende Spannungen mit diesen direkt verhandelte. Das war ungewöhnlich. In anderen Patenschaften waren zumeist die Pat:innen die ersten Kontaktpersonen für die Koordinatorinnen. Je enger ihre Beziehung zu der Familie wurde, desto unsicherer war sich

Eva bezüglich der Rolle, die der Verein in dieser einnehmen sollte. Sie spricht von einem Spannungsverhältnis zwischen der formalen Ehrenamtsbeziehung und einer sich zunehmend familiär entwickelnden Bindung zu der Patenfamilie. Sie fragt sich rückblickend, ob sie ihrer Rolle als Ehrenamtliche gegenüber dem Verein gerecht wurde, wenn dieser zunehmend an Bedeutung für ihre Patenschaftsbeziehung verlor. Rückblickend hätte sie sich einen Workshop zu einer so intensiven emotionalen Beziehung und der Herausforderung, in dieser Abgrenzung zu üben, gewünscht.

Wir tauschen uns ebenfalls noch einmal über ihre Unsicherheit darüber aus, dass ihr Lebensstil von der Patenfamilie nicht anerkannt werden könnte, und ihre Bereitschaft zur Akzeptanz und Wertschätzung gegenüber der Familie womöglich größer sei als umgekehrt. Sie bekräftigt, dass auch das nach wie vor ein für sie relevantes Thema ist. Sie habe noch immer Angst, von der Familie Ablehnung zu erfahren, und erläutert in diesem Zusammenhang, dass die Eltern als Geflüchtete nicht freiwillig in Deutschland seien und eigentlich nicht aus ihrer Kultur weg wollten. Eva zeigt hierfür Verständnis und stellt sich ebenso wie auch schon Sophie und Laura (s. 6.2.2) in diesem Zusammenhang die Frage, was Integration bedeutet. Die Patenfamilie sei hier bestens angekommen: Beide Eltern gehen einer Arbeit nach, die Mutter strebt demnächst ihre B2-Deutschprüfung an und die beiden Jungen, Sero und Ramo, sind hier aufgewachsen und typische Berliner Jungs. Das ist auch der Grund, warum die Mutter, die sich nach ihrem Herkunftsland sehnt, nicht erwägt, in dieses zurückzukehren. Eva resümiert, dass sie als Veganerin, die grundsätzlich keinen Alkohol trinkt, »als Mensch mit ihren Werten kompatibel« sei, und das für die emotionale Nähe, die sich zwischen Patin und Familie entwickeln konnte, vermutlich eine entscheidende Voraussetzung war.

In einem späteren Telefonat im Januar 2026 erkundige ich mich noch einmal nach dem Besuch der Patenfamilie in Bayern. Seit dem ersten Besuch im Sommer 2020, bei dem Leila mit ihrem Mann und ihren drei Kindern gemeinsam mit Eva deren Mutter und Großeltern besuchte, entwickelte sich eine Regelmäßigkeit: Eva fuhr auch die darauffolgenden Jahre in unterschiedlichen Konstellationen – zuletzt allein mit ihren Patenkindern Sero und dem jüngeren Marlo – nach Bayern. Gerade für den Jüngsten sei das kleine Dorf, aus dem Eva stammt, zu einem »Wunschort« geworden, so erklärt sie mir, und er erkundige sich regelmäßig, wann sie diesen wieder gemeinsam besuchen würden. Im Rückblick auf den Sommer 2020 beschreibt Eva, dass ihre Patenfamilie sehr offen gewesen sei. Sie unterstreicht in diesem Zusammenhang, dass sie generell Meinungen und Lebensweisen, die sich von ihren eigenen unterscheiden, gut akzeptieren könnten. Eva sorgt sich heute nicht länger um etwaige Reaktionen der Patenfamilie gegenüber ihren eigenen familiären Verhältnissen, spürt jedoch nach wie vor die Last der Verantwortung, dem wachsenden Erwartungshorizont der Patenfamilie zu genügen. Auch vor diesem Hintergrund beschreibt Eva die Besuche in Bayern, bei denen sie die Aufsicht und die Unterhaltung ihrer Patenkinde allein übernimmt, als »mega anstrengend«. Die Patin mutmaßt, dass ihre eigene Familie die Patenfamilie noch immer als eine Verpflichtung betrachte und nicht verstehe, dass ihr Verhältnis zu den Jungen und deren Mutter weit über ein übliches Engagement in der Vereinsarbeit hinausgeht. Evas jüngere Brüder nehmen das deutlicher wahr. Sie waren ebenfalls bereits bei der Patenfamilie in Berlin zu Gast und bezeichnen sie als die »andere Familie« ihrer älteren Schwester.